Emil Strauß

Der Spiegel



S. Fischer, Verlag



P.F.D

Emil Strauß

Der Spiegel

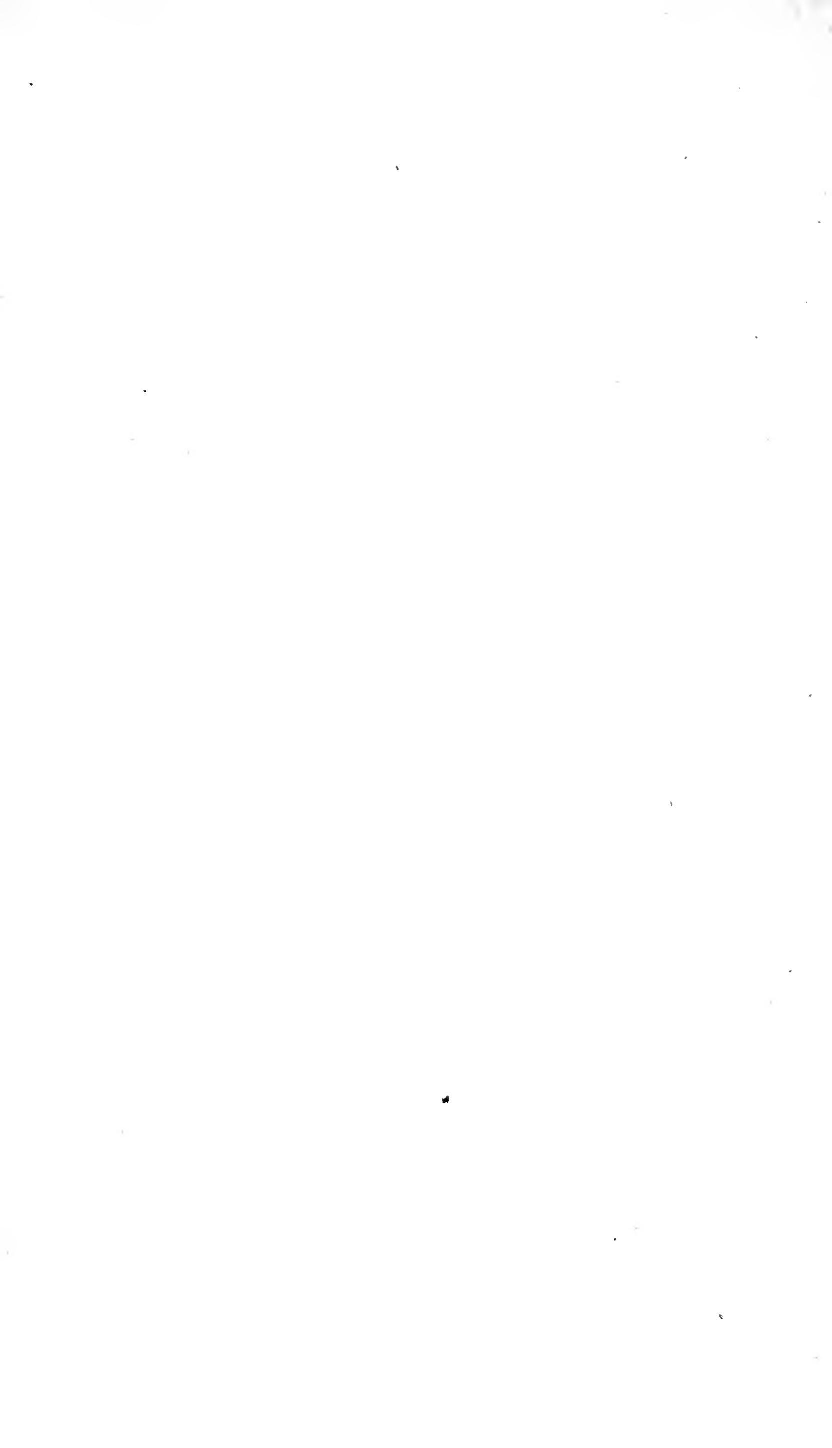
S. Fischer · Verlag
Berlin 1919

Erste bis achte Auflage

Der Spiegel

C'est en vain que d'eux tous le sang m'a fait descendre;
Si j'écris leur histoire, ils descendront de moi.

Alfred de Vigny



8. Dezember 1915

Es ist Nacht.

Hinter mir plappt und knackt und flattert die Flamme im Ofen, bald wird sie brausen. Draußen ist's still wie in einer nächtigen Stadt. Manchmal ein Saugen und Streifen, ein Schlottern der Fensterläden, ein hastiges Rumpeln und Poltern des Windes die Straße hinauf, manchmal ein Sickern, Waschen, Klöpfeln, ganz verdeckt, als ob am andern Ende des Hauses eine Regenrinne tröpfle, manchmal ein seltsamer ferner Ruf, als wollte ein Feuerwächter ganze Gassen zugleich aufwecken, und ich öffne das Fenster und horche lange hinaus und höre nichts als das zarte Knistern, mit dem die feinen Regenspritzer die Luft zu durchbrechen scheinen, oder den taumelnden Drang des Windes, und sehe die Häuserflucht mit einem Hauche von Gold aus ferner Laterne erhellt und die ernsten

Schattenreihen der Fenster. Aber wenn ich wieder sitze und alles wieder still ist, und nur der Ofen nun wie ein Gebläse faucht — plötzlich wieder der ferne Ruf durch die Nacht, unerbittlich wie von einem Irren.

Hab ich ihn schon im Schlafe gehört? Hat er mich geweckt, daß ich ohne weiteres Besinnen aufstand, mein Feuer machte und mich wie zur Arbeit an den Tisch setzte, zum Horchen und Träumen?

Nun — ich sitze da. Ich bin manchmal von Stimmen geweckt worden, ich stand nicht auf, machte nicht Feuer, nicht Licht, blieb aufrecht im Bette sitzen und starrte ins Dunkel und horchte und hörte die Stimme und sah den Rufer und kam nicht los; aber die Stimme dieses Rufers ist mir unbekannt. Wenn der Donner mich weckt, so freue ich mich, daß ich das Gewitter nicht verschlafe; bin ich an diesem Rufer aufgewacht, so bin ich ihm dankbar für diese stille Nachtstunde.

Das Haus ist still, ich bin allein, wie wenn ich allein wäre im stillen Hause. Noch schwingt mir im Ohr, noch höre ich das Läuten und Klingen der Nacht, dieses leise gewaltig über Dunkel und Schlummer der Erde dahinschwellende Glockendröhnen, Glockensummen und Glockenwogen der tiefen Nacht, den Gesang der Lüfte, den Inhalt und die Seele der Unendlichkeit. Es ist ein

beglückendes Erkennen, diesen Klang zu hören, beglückend wie das Sonnenlicht wieder zu sehen, und wunderbarer. So hörte ich es auf den Bergen durch das Rauschen der Gletscherwasser, auf dem Meere durch das Knarren der Rahen und Maste, durch das Schlappen und Knallen der Segel hindurch, so als Kind, wenn ich nicht schlafen konnte oder — wie jetzt — in den nächtigen Morgenstunden allein saß.

Es wird in meinem vierzehnten, fünfzehnten Jahre gewesen sein: ich war mittags von der Schule heimgekommen, hatte die Bücher abgelegt und besorgte meine Vögel. Als ich in der Küche war, um die Wassergläser am Hahnen zu schwenken und zu füllen, da sagte die Mutter zwischenhinein:

„Tante ist auch krank."

„Tante Lotte —?" fragte ich und hielt mit meinem Geschäft inne, „was fehlt ihr? Krank —?"

„Laß doch das Wasser nicht unnütz laufen! — Sie ist gestürzt. Kannst nach der Schule heut nachmittag auch zu ihr gehen."

„Gestürzt? — Wie gestürzt?" fragte ich und spülte die Glasnäpfchen weiter. „Unterwegs —?"

„Zu Haus. Sie war auf einen Stuhl hinaufgegeißt, um das Oberlicht aufzumachen — sie heizt ja immer noch, daß einen bald der Schlag bei ihr trifft — da

hat sie das Übergewicht bekommen und ist gestürzt; mit der ganzen Wucht auf die Hüfte. Aufstehen hat sie nicht können vor Schwäche und Schmerzen, schließlich hat sie gerufen, ein Metzgerbursch hat sie gehört, hat sie aufgehoben und Nachbarn herbeigeholt. Die haben sie zu Bett gebracht und Tante Reinhart gerufen."

„Hat sie was gebrochen?"

„Man weiß noch nicht; schon möglich. — Aber jetzt stehst du da mit den tropfnassen Gläsern in den Händen und vertropfst mir den Küchenboden. Ich kann's in den Tod nicht ausstehen, daß der Küchenboden so vertropft ist! und die Kattl hat doch auch mehr zu tun als euch immer nachzuwischen. — Kattl! komm rasch mit dem Lumpen! 's ist ein Kreuz mit so einem Haus voll Buben!"

Ich stellte die Näpfchen auf dem Wasserstein ab und fragte weiter:

„Wer hat es dir gesagt?"

„Mein kleiner Finger. Jetzt hinaus zum Tempel! Es wird bald gegessen. Guck dich mal im Spiegel an! wie du wieder aussiehst! Und vergiß deine Pfoten nicht!"

Ich trollte mich mit meinen Vogelnäpfchen.

Die Tante war eine ältere Schwester meines Vaters; so alt wie seine Mutter, die zweite Frau meines Großvaters. Sie wohnte in einem entfernten Stadtteil, ernährte sich durch eine Kinderschule und Unterricht in der französischen Sprache, im Zeichnen und Klavierspiel. Ihr Zusammenhang mit der Familie war lose; sie galt für etwas verdreht und boshaft; doch habe ich von ihren Bosheiten nie weiteres erfahren, als daß sie ihrer gleichaltrigen Stiefmutter, meiner Großmutter, als junger Frau das Leben sauer gemacht habe. Sie war verheiratet gewesen, hatte sich aber mit ihrem Manne nicht gut vertragen und sich von ihm getrennt; nur wenn er krank war, ging sie wieder zu ihm und pflegte ihn, so auch, als er auf den Tod lag und starb. Ihre Tochter war in Amerika verheiratet und in guten Verhältnissen, kümmerte sich aber wenig um die hilfsbedürftige alte Mutter, und diese schien es ihr nicht übel zu nehmen.

Ich sah sie zum ersten Male, als ich fünf Jahre alt und auf längere Zeit bei meiner Großmutter zu Besuche war. Am Tage nach meiner Ankunft hatte mich die Großmutter auf ihren Morgenspaziergang in den Schloßgarten mitgenommen, und als nun die Sonne anfing, zu brennen, wendeten wir uns über den Schloßplatz, wo die Straßen nach der Stadt ausstrahlen, heimwärts. Da sah ich, wie weit vor uns, am Rande des flimmernden Platzes, im Schatten des Eckhauses der Stand einer Obstfrau von einem Trupp Kinder umdrängt wurde. Eine schwarze Frauengestalt stand inmitten und verhandelte mit dem Hökerweib, die Kinder wimmelten um sie her, schoben einander beiseite, lösten sich vom Haufen und suchten neugierig einen andern Platz. Dann neigte sich die Schwarzgekleidete und verteilte das Obst den Kindern in die Taschen, ordnete sie paarweise, faßte das letzte Kind an der Hand, stieß vom Schatten ab und trieb das Züglein vor sich her in die Sonne.

Ich horchte nicht mehr auf die Erzählung der Großmutter, sondern sah sehnsüchtig zu, wie die Kinder, hell gekleidet oder beschürzt, in einer leichten Wolke Staubes und einer leichten Wolke Kinderstimmen auf der andern Seite des Weges Hand in Hand näher kamen. Plötzlich

hielten die meisten und schauten nach der Schwarzgekleideten zurück, dann kreuzten sie über die Straße herüber auf uns zu.

„Schau — die Lotte!“ sagte die Großmutter, die unter ihrem braunen, weißgefütterten Sonnenschirm bisher nichts gesehen hatte. „Sie geht mit den Kindern in den Schloßgarten; — deine Tante Lotte.“

Sie kamen heran und alle gaben der Großmutter die Hand und mir auch. Großmutter sprach mit ihnen, ich war etwas verblüfft und beschämt von so viel freundschaftlicher Begrüßung und sah ziemlich feindselig die mir dargebotenen Hände und auf mich gerichteten Gesichter an. Aber da war schon die zweite Hand und das zweite Gesicht so ungewohnt, daß ich mich vergaß und neugierig die Hände und Gesichter anstarrte: ein gut Teil der Hände lag braun oder gelb und lang, dünnknochig und weich in meiner schon hartgeturnten Pratze, die Gesichter waren bräunlich, zum Teil voll Ausdruck, die Haare waren schwarz und rötlichschwarz und fremdartig kraus, die Augen tiefdunkel und in ihrer starken, doch hintergründigen Sprache anziehend und schrecklich. Wohl hatte ich schon schwarzhaarige Leute gesehen, vereinzelt, selten; aber in die Schule ging ich noch nicht, und der immerhin große Kreis meiner

Verwandten und Spielgefährten hatte mir noch nichts dergleichen näher gebracht. Durch mein Bewußtsein zuckte ein Zigeunerzug, der aufgelöst, mit gehetztem Schritt, Kinder tragend und Kinder nachzerrend eine hochgelegene Straße meiner Heimatstadt hineilte, — und ich streckte manierlich die Hand hin und manchmal daneben, während meine Augen über die deutschen Flachsköpfe und Vollmonde hinwegglitten und mit Herzklopfen jenen fremdartigen Blick suchten und sich der zarten Bildung eines ungewöhnlich schönen Kindes immer wieder hingaben.

Endlich ergriff auch die Tante meine Hand und sagte: „Das bist also du?“ und sah mich aus durchsichtig blauen Augen mit demselben gütigen Blicke an, der mir vom Bilde meines Großvaters vertraut war. Wie einer Gefahr entronnen, wie wenn ich auf einem Baumstamm einen Bach überschritten hätte und den festen Boden beträte, drängte ich aufatmend auf sie zu und sah sie an: eine mittelgroße Frau, noch strack und jugendlich in Form und Haltung, wennschon etwa sechzig Jahre alt, im Gesicht welk und zimmerfarb; sie trug ein dunkelgraues Alpakakleid mit faltigem Rock, mit Gürtel und mit gestärktem weißem Streifen am Hals und einen schwarzen Strohhut mit großem schwankem Rande. Die beiden Arme auf den Hüften ruhen lassend,

hielt sie meine Hand mit beiden Händen fest; ich kam mir verhaftet und etwas lächerlich vor, aber ich empfand zugleich die Herzlichkeit dieses Ausdruckes, war glücklich, nicht geküßt und in die Backen gekniffen zu werden, und hielt darum aus.

„Er gleicht dem Edward!" sagte sie zu Großmutter und strich mit den aus schwarzem Halbhandschuh bleich herausreichenden Fingern über meine Hand — —

Als ich dann mit der Großmutter weiterging, platzte meine zurückgehaltene Aufregung mit der Frage heraus:

„Sind das Zigeuner?"

„Zigeuner —? — Wo denn?"

„Die bei der Tante, die Schwarzen!" sagte ich drängend und blickte nach ihnen um.

„Nicht umschauen, mein Lieber!" mahnte die Großmutter und setzte hinzu: „Zigeuner —? Bewahre! Da sind einige jüdische Kinder darunter!"

„Jüdische —? was sind das für?"

„Die haben eine andere Religion als wir."

„Was haben sie, Großmutter?"

„Ja, mein Lieber, wie soll ich dir das erklären? — Was betest du immer vor Tische?"

„Komm, Herr Jesu —"

„Siehst du: wir beten zu Jesu, unserm Heiland, und die Juden beten nicht zu ihm.“

„Warum nicht? Zu wem denn?“

„Zu Jehova, mein Lieber.“

„Ist das der Teufel? Sind sie darum so schwarz?“

„Bei Leibe nicht! Jehova ist Gott —“

Da hörte ich hinter mir meinen Namen rufen und sah nun Tante Lotte uns nachlaufen, während in der Ferne ihre Schule wie ein kleines Mäuerchen brav in der Sonne stand und Schatten warf.

„Ich hätte dich fast vergessen —!“ sagte die Tante, ergriff mich bei der Hand und zog mich hinüber an den Obststand, ließ mich wählen und füllte mir die Taschen mit Bergamottbirnen. Dann schritt sie eilig ihrem in der Sonne bratenden Kinderzüglein nach.

Großmutter nahm wieder meine Hand, ich aber zog mit der andern eine Birne beim Stiel aus der Tasche und biß mächtig und wonnig hinein.

Großmutter blieb stehen, schaute mich so freundlich wie immer, ja, strahlend an und fragte:

„Schmeckt es, mein Lieber?“

„Ja,“ sagte ich mampfend, „arg!“

„Und da willst du mich nun kauend durch die Lange Straße begleiten?“

Ich merkte, daß da was nicht in Ordnung sei, hörte auf zu kauen, blickte gestört und trotzig zu der alten Dame auf, betrachtete dann die halbe Birne, den armen Störenfried in meiner Linken, und stopfte sie in plötzlicher Vorsicht geschwind auch noch in den Mund.

„Ja, wenn es dir so gut schmeckt, dann suchen wir uns eine Bank, wo du in Gemütsruhe deine Birnen verzehren kannst!“ sprach Großmutter, die Schwierigkeit richtig abschätzend, und führte mich zum Schloßplatz zurück, wo unter den Bäumen Bänke standen. „Und sprich mir bei Leibe nicht! mit deiner Birne im Munde; du erstickst mir noch.“

An einem der nächsten Tage besuchten wir die Tante in ihrer kleinen Hofwohnung. Sie hatte Tür und Fenster geöffnet, daß die Sonne grell hineinprallte, saß, Kopf und Brust von einem großen alten Strohhut verdeckt, mit einer Arbeit unter der Tür, und die Kinder saßen auf den Stufen, auf der Schwelle und im Zimmer um sie herum, stickten auf Stramin, flochten bunte Papierstreifen und trieben ähnliche mehr.

Ich wurde bald auch zu ihnen gesetzt und bekam etwas in die Hand, während Großmutter und Tante sich im Zimmer unterhielten. Aber ich machte nichts, ich betrachtete mir die vielen Kinder, besonders die schwarzen, — wie sie so friedlich beieinander saßen, sich beschäftigten und keinen Lärm machten. Manchmal schaute mich eines an, lachte und tuschelte dann mit dem Nachbar. So war's also in der Schule! Meine älteren Brüder hatten schon viel damit groß getan und mir Angst zu machen versucht; die sollten mir jetzt noch einmal kommen! Hinhocken, tun, was einem nicht paßt, brav sein und immer brav sein — gut, ich gönnte es ihnen, den Großhansen! für mein Teil war es mir schon langweilig, nur zuzugucken. Ich blickte in der Stube umher. Großmutter und Tante

waren im Nebenzimmer verschwunden. Ich sah einen großen, wirrbeladenen Tisch mit geschweiften Füßen, ein kleines Klavier auf dünnen, hohen Beinen, einige Sitzbänke, einen Ohrenlehnstuhl, mit Porzellannägeln beschlagen, und daneben gegen den eisernen Ofen hin einen großen gelbpolierten Ofenschirm in Leierform; er war frisch mit Sackleinen bespannt, die Ecke rechts oben war aber noch nicht festgenagelt und hing herab, so daß ich wie durch ein Fenster ein schräg dahinterhängendes kleines Bildnis sehen konnte: in hellen Farben, Pastell- oder Wasserfarben das Profilbild eines mir unbekannten jungen Mannes, mich bekannt anmutend im gleichmäßigen Fluß der Gesichtslinie, mich höchlich befremdend durch das lange weiße, in einen Zopf auslaufende Haupthaar. Ich lachte hinaus. Das Summen der Kinder verstummte, sie schauten alle erwartungsvoll auf mich her. Ich runzelte abweisend die Stirn, und um nicht zu zeigen, wodurch ich belustigt sei, lehnte ich mich zurück, so daß ich den Zopfigen gar nicht mehr sah, und starrte den mich auch befremdenden Ofenschirm so lange an, bis mir sein Zweck und Zustand aufging; ich dachte, daran müsse sich auch schön Kasperle spielen lassen, und das Loch chien mir zu Überraschungen und Überfällen wunder-

voll geeignet. Während ich so träumte, kam Groß-
mutter, und dann gingen wir wieder.

Schon gegen Abend aber, als wir vor dem Essen
noch im Garten waren, überraschte uns die Tante
und brachte mir die herrlichsten Bilderbogen mit, den
Froschkönig, Rapunzel, den gestiefelten Kater und andere;
sie hatte sie mir morgens vor den Kindern nicht geben
mögen und der Großmutter nicht mitgeben wollen,
weil sie gern selbst sah, ob ich Freude dran hätte.

So ward sie mir und blieb mir eine vertraute, aber
ungewohnte Erscheinung, die immer etwas mitbrachte
und schenkte — wie ein Apfelbaum, den ein Kind
irgendwo auf den Feldern weiß und den es dafür
kennt, daß immer ein paar Äpfel darunter liegen. Sie
war blutarm und lebte kümmerlich; aber ich mußte
noch lange immer an ihre gütige Hand denken, sooft
das Wort „reich“ ausgesprochen wurde.

Ein halbes Dutzend Jahre später siedelten meine Eltern auch in die Hauptstadt über, und ich sah die Tante nun öfter, doch nicht oft. Sie kam ab und zu Samstags gegen Abend oder Sonntags; immer in schwarzem Gürtelkleid mit faltigem Rock, obschon die Tracht der Zeit weit davon abgewichen war, und weckte damit in uns die Erinnerung an die unvermerkt fremdgewordenen schöneren Bilder unserer ersten Jahre.

Sie war nie lange da, so machte sie sich an das Notengestell, zog einen Band hervor und rief etwa:

„Wer will Schubert mit mir spielen?“ Sagte nun einer meiner Brüder, er traue sich nicht, er habe das lange nicht gespielt, so entgegnete sie:

„Dann ist es ja höchste Zeit! Man darf nichts abkommen lassen! Man muß immer gestiefelt und gespornt sein, sonst kann man nicht musizieren.“

Oder sie zog ein Buch aus ihrer geräumigen Arbeitstasche und sagte zu mir:

„Da hab ich ein französisches Buch gefunden; ich glaube, es wird dir Freude machen, darin zu lesen.“ Und die Zumutung, daß ein französisches Buch mir Freude machen sollte, klang so abenteuerlich, daß ich vor Stolz errötete und mich gewaltig anstrengte, nicht zu weit unter ihren Ansprüchen zu bleiben.

Sie hatte einen hellen, gläubigen Ton gegen Kinder, Anwandlungen von Unlust oder Trotz verwischte sie so rasch und weich, wie man eine Runzel im Sande glattstreicht, und sie erfüllte uns in den Stunden, wo sie mit uns arbeitete, mit dem Gefühl, daß wir nichts lieber täten und nichts höher schätzten als diese Arbeit.

Sie war zu allen möglichen Dingen immer bereit und tüchtig. Sie konnte zu irgendeinem Fest ein Gedicht oder Singspiel schreiben, vierstimmig setzen und die Klavierbegleitung dazu. Wenn eines hartnäckig ein Stück falsch spielte, sagte sie: „Du willst singen, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet; aber das gibt nie Musik!" und konnte einem das Stück von der ersten bis zur letzten Note aufbauen und rechtfertigen, daß einem der Kopf rauchte vor Theorie. Sie konnte ein Transparent malen, und ein Theaterstück einstudieren, und dann konnte sie davorsitzen und der Aufführung zusehen und sich freuen, als wär's für sie eine Überraschung, und die Spieler loben, daß ihnen war, als hätten sie alles allein gemacht.

Und nun war sie krank. Es tat mir weh, wie mich ihr Alleinsein, seit ich es fühlte, immer mit Schmerz, aber auch mit Bewunderung erregte. Ich hatte den Drang, mich um sie zu kümmern, ich war neugierig, ja, wunderwitzig auf ihr Kranksein; denn ich wußte nicht, daß sie je krank gewesen wäre. Eine Verletzung durch einen Sturz ist gewiß die unwillkürlichste Erkrankung, gleichwohl empfand ich sie nicht als über die Tante verhängt: anders als bei allen sonstigen Kranken, hatte ich nicht das Gefühl, daß sie das Unglück gehabt habe, zu fallen oder krank zu werden; mir war etwa, als ob die Frau, der bisher jene Art zu leben gefiel, mit einem geheimen Sinn nun eine andere Form für gut befinde.

Nachmittags kam ich pünktlich aus der Schule, aß kaum z'untern und lief dann mit einem von Mutter vorbereiteten Päckchen hinaus.

Meine neugierige Erwartung wurde enttäuscht: die Wohn- und Schulstube, die ich nie leer und unbenutzt gesehen hatte, befremdete mich zwar durch ihre nüchterne Ordnung, aber im schmalen Nebenzimmer saß Tante strickend im Bett, ungefähr wie andere Frauen auch, und lächelte mir durch die offene Tür entgegen, keineswegs überrascht. Es war mir immer wieder etwas seltsam

Erschütterndes, ein Erwachsenes im Bett zu sehen, und wie ich sie da im hintersten Winkel ihrer kleinen Wohnung festgelegt fand, fühlte ich ihre Verlassenheit und Hilflosigkeit so stark, daß ich gleich mit den ersten Worten fragte, ob ich ihr etwas geben oder sonstwie helfen könne.

Aber sie hieß mich Platz nehmen. Sie legte das Strickzeug zu dem Buch auf ihren Knieen und ließ den Oberkörper zurücksinken:

„Solange du da bist, brauche ich nicht zu stricken; aber wenn ich allein bin, und wenn ich auch lese, die Hände wollen was tun; da stricke ich — Hosenträger, aus aufgezogener Strumpfwolle.“ Und sie wies mir den langen schmalen Streifen mit den eingestrickten Knopflöchern. „Zu etwas anderem taugt ja die Wolle nicht, ich muß häufig anknüpfen.“

„Was machst du mit all den Hosenträgern?“

„Die verschenke ich. ’s ist immer einer froh daran.“ Sie lächelte nebenhin, sah mich an und fuhr fort: „Früher hab ich sie ja nur Kindern gegeben. Aber es kam einmal ein armer Mann und bat um ein Hemd. Da sagte ich, ein Hemd habe ich nicht; ob er denn nicht Hosenträger brauchen könne, und es lächerte mich selber, wie ich das sagte; aber ich wollte ihm doch

was geben und hatte sonst nichts. — Hosenträger —? fragte er und griff nach dem Hosenbund; — Hosenträger —? alls her damit! — Seitdem habe ich schon manchem, der um ein Almosen bat, Hosenträger gegeben. Wer sie nicht brauchen kann, verkauft sie oder läßt sich ein Schnäpschen dafür geben."

Puritanisch erzogen fragte ich:

„Ja — gibst du einem Schnapslumpen was?"

„Du mußt so ein häßliches Wort nicht sagen! — Freilich geb ich ihm, wenn er mich bittet. Ich will ihm doch nicht helfen, weil er Wasser trinkt, sondern weil er arm ist; trinkt er aber gar Schnaps, so ist er um so hilfsbedürftiger."

Sie erzählte mir dann, wie sie auf dem Stuhl stehend, um den oberen Fensterflügel zu schließen, geschwankt habe und gefallen sei und sich im Sturze den eisernen Bügel ihres Geldbeutels ins Fleisch und gegen den Hüftknochen gequetscht habe; nun werde sie ganz kraftlos vor Schmerz, wenn sie mit dem Bein zu treten versuche. Der Arzt habe ihr Bettruhe befohlen und etwas zum Einreiben gegeben. Sie wolle die Zeit benutzen, um ihre Kleider und Wäsche nachzusehen und zu flicken, habe auch gleich am Morgen damit begonnen; aber das Einfädeln mißlinge ihr; ob

ich ihr eine Anzahl Nadeln einfädeln wollte; sonst machten es ihr immer die Schulkinder. Sie ließ mich eine kleine Schachtel, die ganz voll war von dem fließenden Stahlglanz dicht aneinander gedrängter Nadeln, und ein großes, auf ein eigenes Tischchen aufgepolstertes Nadelkissen herbeiholen.

Wir unterhielten uns und ich schob den schwarzen Faden durch die blanke Nadel und steckte sie dann in den grünen Damastbezug des Kissens. Als ich etwa ein halbes Dutzend aufs Ungefähr wirr hineingespießt hatte, zog ich sie, von einer dämmernden Vorstellung befangen, wieder heraus und bemühte mich, sie gleichmäßig senkrecht nebeneinander in den grünen Stoff zu bohren und die langen, mindestens einen Meter langen, schwarzen Fäden alle nach derselben Seite hinüberzulegen. So entstand bald auf der zart salatgrünen Wölbung ein dichtes Wäldchen silberner Säulen, von denen eine glänzendschwarze Mähne hinabfloß, und immer häufiger betrachtete ich zwischen meine Arbeit hinein das seltsame Gebilde. Endlich sagte ich:

„Tante, das erinnert mich an etwas — weißt du vielleicht, woran mich das erinnert?“

Sie blickte her und verneinte und fragte, in welcher Art es mich erinnere.

„Ja — ich kann es selbst nicht sagen —, an etwas Grausames — und Wildes — und Lustiges.“

„Was du einmal gelesen oder gesehen hast?“

„Nein, nein!“ rief ich schon dazwischen und wehrte erregt mit den Händen ab. „Nicht so! nicht so! Es erinnert mich an etwas, das ich nicht kenne und nicht weiß! Das ist dumm gesagt, gelt; aber das ist's ja gerade, daß ich es nicht ausdrücken kann!“ Ich sah sie verzweifelt und mißtrauisch an, als könnte sie etwa darüber lachen; da sie es aber nicht tat, bat ihr mein Herz ab, während ich hinzusetzte: „Du lachst mich ja nicht aus — deswegen.“

„Es ist keineswegs dumm gesagt und ich verstehe es. Überhaupt, wer wird dich denn auslachen! geh!“

„Man wird manchmal ausgelacht, wenn man was ganz Richtiges sagt.“

„Das muß dich nicht bekümmern!“ sprach sie. „Wir Menschen mißverstehen einander bei den einfachsten Dingen und klarsten Worten, wie viel mehr bei undeutlichen Gefühlen und Ahnungen und bei Worten, die uns selbst nicht genügen. Denke nur daran, was ein Musiker oder, um beim Worte zu bleiben, ein Dichter braucht, um uns verständlich zu machen, was er meint: erstens den Sinn seiner Worte, dann den

Rhythmus des Verses, den musikalischen Klang der Worte, die Reime, was weiß ich alles, und all das zusammen genügt manchmal noch nicht, und wir müssen studieren und deuten, und die Gelehrten streiten über die Auslegung."

Ich fing an zu zittern und rief in einer Erlösung auf: „Gelt?!" denn ich wurde durch ihre Worte an ein unverwundenes, beschämendes Erlebnis erinnert. „Ich habe vor kurzem ein Gedicht gelesen. Ich war allein zu Hause —" ich fühlte, wie ich rot wurde, und lächelte — „da ging ich hinter den Bücherschrank, weil der Schlüssel steckte, und zog ein Buch heraus, von Goethe, schlug mitten drin auf und las. Da ging es mir seltsam. Mir war, als schwämme ich, aber es lief mir heiß über den Körper, als würde ich getragen und flöge über alles hin, und die Ohren waren mir voll wie klingende Hallen oder Höhlen und wie dicht zugeschlossen mit Tönen, und der Atem ging mir aus, und das Herz schlug mir bis herauf, es war mir so wohl, daß ich fast heulen mußte. Und als ich ein Stück gelesen hatte und dasaß und ihm nachhing, da merkte ich auf einmal, daß ich gar nicht wußte, was ich gelesen hatte."

„Du wußtest nicht —?!"

„Nein, gar nichts. Wie wenn man Musik gehört hat und noch zittert und doch keinen Takt mehr zusammenbringt. Da habe ich es noch einmal gelesen und mich zusammengenommen und genau auf den Inhalt geachtet. Das war gar nicht leicht; wie wenn man im Rhein gegen den Strom schwimmt, und er will einen immer abdrängen und mitreißen; aber ich brachte es hin, und es stand ganz anderes da, als ich vorher gelesen oder wenigstens behalten hatte."

„Nun, hast du nicht weiter gelesen?"

„Nein. Ich habe auch allerlei nicht verstanden. Geschämt habe ich mich."

„Nun —" sagte sie zögernd, „du hast ja noch Zeit; aber zu schämen hättest du dich nur, wenn du nichts gefühlt und dich etwa gelangweilt hättest."

Ich horchte auf und blickte sie an; sie lächelte und nickte mir aufmunternd zu. Ich spitzte und dachte: also gibt es auch Menschen, die es einem nicht übel nehmen, wenn man ein rechtes Buch liest. Und das tat mir sehr gut. Ich sagte aber nichts weiter und fädelte emsig ein.

Als ich das Kissen in einen Igel mit gesträubten Silberstacheln und phantastisch stürzender Mähne verwandelt hatte, setzte ich mich zurück und sah auf. Ich

deutete auf ein Gemälde über dem Fußende des Bettes und sagte:

„Schönes Bild!“

Ein Bachwinkel, ein heiß besonnter Waldwinkel, der bis in die Mitte des Bildes reichte, dann höhere Bäume, Pappeln oder Erlen, dann in die Tiefe ziehend reife, flimmernde Wiesen, und hinten herüberblauend ein Hügelzug. Wie das Echo einer Schalmei schlug es aus dem brütenden Waldwinkel kühl heraus, und Grillenschwirren zitterte durch die sonnenbleichen Gräser.

„Ein schönes Bild! Hast du es früher im andern Zimmer gehabt?!“

„Nein, warum?!“

„Ich kenne es doch! und war noch nie in diesem Zimmer, ich hab nur einmal zur offnen Tür hereingeschaut, und dabei kann man es ja nicht sehen.“

„Es hängt immer über dem Fußende meines Bettes.“

„Komisch! Ich würde Gift darauf nehmen, daß ich es schon öfter gesehen habe; so bekannt ist es mir.“

„Nun —“ erwiderte sie, indem sie vom Bilde zu mir schaute, „weißt du, das wird dir noch manchmal so vorkommen; das Schöne ist uns vertraut.“

Ich schüttelte den Kopf und fragte:

„Kann ich es denn nicht anderswo gesehen haben? Hast du es schon lange?“

„Das habe ich schon länger, als ich dich kenne, mein Lieber. Im Grund —“ fügte sie lächelnd hinzu und sah zu dem Bilde auf, „ging es mir wie dir; als ich es zum ersten Male sah, war es mir so vertraut, daß ich es kaufte. Das heißt — ich darf nicht so sagen; denn ich habe es geschenkt bekommen.“

„Geschenkt?“

„Ach, da hatte einmal vor Jahren ein junger Maler eine Ausstellung, und die Kritiker schimpften über seine Bilder, und alle Leute schimpften, es war eine allgemeine Entrüstung, als hätte er es darauf abgesehen, die ganze Residenz zu beleidigen. Da ging ich schließlich eines Morgens auch noch hin; es war fast leer. Da hingen solche und ähnliche Landschaften und Bauernbilder, manche gefielen mir mehr, manche weniger, ich sah nichts Beleidigendes, und der junge Künstler, der gar nichts verkauft hatte, tat mir leid. Da dachte ich: bezahlen kann ich es ja gewiß nicht, aber fragen kostet nichts; ich weiß dann, wieviel mir fehlt, um so ein Bild zu besitzen! und fragte den Kassierer, was denn dieses Bild da koste. Er rief einem kleinen, dunkelhaarigen Herrn, der in der Nähe stand, zu:

„Sie, die Dame will ein Bild von Ihnen kaufen; so was!"

Der Maler kam langsam, schräg und verlegen her und fragte ungläubig:

„Sie wollen —?"

„Verzeihen Sie vielmal," unterbrach ich ihn, „ich würde gern; aber das Bild kostet gewiß viel, viel mehr, als ich habe."

„Gefällt es Ihnen, wirklich?!" fragte er.

„Ja, es ist schön!" erwiderte ich.

„Nehmen Sie es!" sprach er, hob es vom Nagel und streckte mir's her. „Es freut mich, wenn Sie es mitnehmen; es kostet nichts."

„Nein!" sagte ich, „ich gebe Ihnen, was ich habe, ich weiß nicht, wieviel es ist — viel nicht!" Ich zog den Beutel und zählte und fand gegen elf Gulden; da gab ich ihm zehn Gulden und sagte, er müsse überzeugt sein, daß ich ihm das zehn- oder zwanzigfache noch lieber gäbe. Ich wollte dann das Bild mitnehmen; aber er ließ es nicht zu und trug es mir. Nun, das war mir ja sehr angenehm. Zu Hause hätte ich ihn dann doch gern ein wenig bewirtet; hatte aber weder Bier noch Wein; nur ein Rest Mandelmilch war noch da. Ich fragte ihn, ob er mir's nicht übel

nähme, wenn ich ihm in Ermanglung anderer Getränke ein Glas Mandelmilch anböte; da lachte er still und fein und sagte in seiner kehligen Oberländer Mundart, ich sollte ihm nur meine Mandelmilch geben. Während er trank, sprangen seine klugen Augen im ganzen Zimmer herum, und als er getrunken hatte, blieb er unentschlossen druckſend stehen. Ich fragte, ob ich ihm sonst noch dienen könnte, da fuhr er heraus:

„Ich glaube, Sie haben mir all ihr Geld gegeben.“

„Nein!“ erwiderte ich.

„Wieviel haben Sie noch?“

„Mehr als einen halben Gulden!“

„Aber Sie müssen doch auch leben!“

„Natürlich! sonst hätt' ich mir ja nicht ein Bild gekauft!“

„Ja — das kann ich aber nicht annehmen!“ rief er und zog das Geld wieder aus der Tasche.

Da nahm ich es ihm aus der Hand, legte es neben das an die Wand gelehnte Bild aufs Klavier und fragte:

„Was gefällt Ihnen besser, was macht Ihnen mehr Freude, das Bild oder das Dreckchen Geld?“

„Ja, wenn Sie es so meinen —!“ sagte er lachend;

„aber nein! mir gefällt das Geld besser, dieses Geld!“ damit griff er rasch zu und stopfte es in die Tasche, während ich erwiderte:

„Da haben wir ja einen guten Tausch gemacht!“

Dann wurde er ganz ernst, drückte mir heftig die Hand und sprach:

„Ich glaube, nie ist ein Maler besser für sein Bild bezahlt worden! ich nehme das als ein gutes Zeichen und danke Ihnen.“ So bin ich zu dieser Landschaft gekommen.

— — Jetzt aber kannst du mir ein wenig beistehen. Ich liege schlecht. Wenn du mir an den Schultern nachhilfst, so kann ich mich aufrichten, du ziehst das Kissen hinter mir weg, schüttelst es auf und legst es zurecht.“

Ich sprang auf, legte den Arm um ihren Rücken und hob sie, helfend, auf. Wie sie sich vorneigte, bauschte sich der grauwollene Seelenwärmer, den sie trug, und klaffte und ließ mich die Schultern und die Brust bis zum Saume des ausgeschnittenen oder abgeglittenen Hemdes sehen. Ich war noch ganz ohne Neugier, ich betrachtete die unbekannten Hügelformen nur ein wenig überrascht, nur etwas betroffen von der neuen Erscheinung; was mich aber erstaunte und

als unwahrscheinlich fesselte, das war die zarte, milch-weiße Fülle von Schultern und Brust und der Gegensatz dieser jugendlichen Frische zu dem welken Gesicht darüber. Die Tante merkte den Unschick, machte eine Hand frei und schob gelassen die Hülle zurecht.

Zu meinem nächsten Besuch brauchte ich nicht mehr nach ihrer fernen Wohnung zu gehen. Das Wesen ihres Schadens war noch nicht ergründet, und der Arzt hatte für gut befunden, sie in das Krankenhaus überführen zu lassen. So lag sie nun im St. Vincentiushause; denn während ihre beträchtlich jüngeren Geschwister sich der katholischen Kirche entfremdet und ihre Kinder hatten protestantisch taufen lassen, war für sie in ihrer freien Stille der Streit um Dogmen und Zwang wohl ganz wesenlos. Sie war gewiß eine ungewöhnlich innige Christin; aber außer einem schwachen Weihrauchduft, den sie Sonntag vormittags manchmal noch mit ins Haus brachte, blieb ihr kirchliches Leben uns völlig verborgen. Sie sang noch als alte Frau im Kirchenchor mit und hatte gewiß an jeder Anbetung, Verehrung und Entzückung ihr volles Teil; aber es war ein Geheimdienst, auch wenn er in der vollen Stadtkirche geschah.

Heimlich belustigt über mein Eindringen in katholischen Bezirk und neugierig genug schritt ich neben der stämmigen Gestalt der führenden Schwester über Treppen und durch leere, enge Gänge. Endlich blieb sie stehen und deutete auf eine nahe Tür. Ich trat hin, erhielt aber auf mein Klopfen keine Antwort; da rief die Schwester:

„Sie liest vielleicht.“ Ich machte die Tür auf und sah die Tante, weiß gekleidet vor der weißen Wand im Bett sitzen, und mit bekümmertem Blick in die Helle des Fensters starren. Langsam wandte sie sich herüber und starrte nun mich an und umfing mich mit der Trostlosigkeit ihrer Augen, so daß ich mitten im Zimmer stehenblieb. Da fand sie sich zurecht und rief, mir die Hand zustreckend:

„Du bist es —? Grüß Gott!“ und ihre kalte Trostlosigkeit verging in der Hast eines Händedrückens und ermunternden Zunickens. Aber schon während ich meinen Gruß und Auftrag ausrichtete, vergaß sie meine Anwesenheit wieder, ihre Hände suchten einander und legten sich ineinander, fast wie wenn zwei Menschen einander die Hand geben, und doch so hilflos, ihre Augen suchten wieder die Öffnung und Helle des Fensters, füllten sich mit der Unendlichkeit der blassen Himmelsbläue oder ergossen die eigene Uferlosigkeit in die andere — wohl ganz wie vor meinem Kommen. Als ich mein Teil gesagt hatte, schwieg ich, und mit der Zeit schämte ich mich, dazusitzen, und als sie einmal wie von einem unterdrückten Seufzer tief aufatmete, fragte ich, so zudringlich und grob es mir auch erschien, laut und näherrückend:

„Hast du Schmerzen, Tante?"

Ihr Blick wich nicht vom Fenster, er sank nur am Fenster herunter, während sie antwortete:

„Schmerzen — ? — ja, wenn auch diesmal nicht in der Hüfte!" Dann streckte sie mir noch einmal die Hand her und hielt die meine zärtlich fest, schaute mich mit gelösten Augen vertraut an und sprach:

„Ich dachte schon an dich, du mußt mir helfen, und da will ich dir auch sagen, was für Schmerzen ich habe."

Sie nahm ein Buch, das unter ihren Händen lag, und warf es mit leichtem Schwung außer Reichweite auf die Bettdecke:

„Ich bat heute die Schwester um Lektüre, da brachte sie mir die Legende. Das war mir recht, ich freute mich darauf; ich kannte nur wenige schöne Legenden — hatte wenigstens nur sie in Erinnerung, wie sie mir meine Großmutter, also deine Urgroßmutter, erzählt hat, wie sie mir manchmal im Ohr klangen, und wie ich sie manchmal den Kindern weiter erzählte —, wie lobsingende Kinderstimmen und Silberglocken an Weihnachten, wie ein seliges Gedränge um die Krippe, um einen Blick des erlösenden Kindes. Nun schlug ich das Buch auf, eine Art Heiligenkalender, und las,

und als ich eine Legende gelesen hatte" — sie schüttelte bei diesen Worten langsam den Kopf — „las ich hastig eine zweite und danach suchte ich ängstlich weiter hinten eine dritte, und danach ohne Ruhe hin und her, aber ich hatte kein Glück; bis ich es vor Enttäuschung und Trauer nicht mehr konnte.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sagt der Heiland, und das ist auf der Grundlage der natürlichen und unentbehrlichen Selbstliebe ein wunderbares Gebot. Es ist oft nicht leicht, sich selbst zu lieben, aber unumgänglich; erst wenn du dein Wesen erkannt hast und liebst, kannst du werden, was du sollst; es ist schwer, die andern Menschen zu lieben, sie zu lieben wie uns selbst, ist übermenschlich. Aber nachdem dieses Gebot einmal ausgesprochen und uns vorgelebt ist, werden wir es nicht mehr los, es klingt in unsere besten und schlechtesten Stunden hinein, und schon der Gedanke an die Möglichkeit seiner Erfüllung beseligt uns. Und Christus gab uns das Beispiel und zog rastlos durchs Land, um den Mitmenschen am Leib und der Seele zu helfen. Diese Heiligen hier aber lieben sich nicht und lieben den Nächsten nicht, sondern ziehen von ihm weg in die Wüste, waschen sich sieben Jahre nicht und leben als Schweinpelze — zur

Ehre Gottes, dessen Ebenbild sie sein wollen. Christus heilte und vertilgte den Aussatz, diese sind heilig dafür, daß sie den Aussatz küssen, sich zu ihm ins Bett legen und ihn verbreiten. Ehefrauen betrügen um des Glaubens willen ihre Männer, und Gott kann sie im Falle der Not nur dadurch retten, daß er auch einen Betrug begeht. Dergleichen fiel mir schwer aufs Herz, und ich wagte nicht mehr zu lesen; mein Gedächtnis aber suchte weiter und ich verlor allen Trost, als ich überall Zerrbilder und Kranke fand. Einer der höchsten Heiligen ist Franz von Assisi. Daß er den Vögeln predigte, ist gewiß fratzenhaft genug; ich hörte auch, daß er Mist aß, weil der ja auch eine Gabe Gottes sei und nicht verachtet werden dürfte; aber am abscheulichsten ist, daß er jedesmal, wenn er Christi Namen aussprach, kräftig schmatzte und schlürfte und die Lippen leckte, um ja nichts von der Süßigkeit des göttlichen Namens ungenossen zu lassen, gerade als sei es Sirup oder Bratenbrühe. Wer würde sich solches in die Nähe Christi denken?! Ist es nicht herrlich, um ihn herum diese einfachen, zum Teil beschränkten, guten, schwachen, zornmütigen Jünger zu sehen! Ist nicht Judas, der ihn verriet, seiner würdiger, als so ein Lippenlecker!

Nun bin ich bald siebzig und habe jeweils an die

Legenden gedacht, wie man in einem Dom auch an den Domschatz unten im Gewölbe denkt, ohne hinunter zu steigen und ihn anzusehen; man ist ja oben ergriffen genug; man freut sich nur darüber, daß in die Andacht und Bewunderung auch noch vom Gewölbe herauf ein Schimmer sagenhafter Kleinodien kommt. So war's. Nun ist's nicht mehr so."

Ich stand da und hatte nichts zu sagen. Von all diesem wußte ich gar nichts; schon die paar Heiligen, denen wir Schulfeiertage verdankten, schätzte ich nur aus diesem Grunde. Meine Heiligen waren Aristides und Epaminondas, Horatius Cocles und Decius Mus, und die Heiligsten neuerdings Hagen und Siegfried, Dietrich und Hildebrant, und seit ich gelesen hatte, daß die zwangsweise getauften Sachsen zu Widukinds Zeiten immer, wenn sie das Kreuzeszeichen machen sollten, heimlich das Hammerzeichen des Thor machten, seitdem bedauerte ich, daß wir Protestanten uns nicht auch bekreuzten, und ich nicht mit Thors Hammerzeichen protestieren konnte — obschon ich nicht wußte, wie man dieses Zeichen machte. Endlich fragte ich, ob ich ihr denn nicht etwas anderes zum Lesen bringen sollte.

„Eben deshalb dachte ich schon an dich und wünschte

dich her," erwiderte sie. „Wenn du wieder in die Nähe kommst, so geh in meine Wohnung und suche unter den Büchern auf dem Sekretär den ‚Atala' heraus, den bringe mir!"

„Der heißt aber Attila, Tante!" warf ich bescheiden, doch belehrend ein.

„Attila —? Du hast es gut mit mir vor, wenn du mir diesen bluttriefenden Schlitzäugigen zur Gesellschaft bringen willst! Bring mir doch lieber den Atala; es ist ein französisches Buch, ungefähr so alt wie ich. Wenn etwa das Titelblatt fehlt, so erkennst du es am ersten Satze: La France possédait autrefois dans l'Amérique du Nord un vaste empire . . ., leider kann ich es nicht ganz auswendig, sonst brauchte ich dich nicht zu bemühen."

„Ich will es jetzt gleich holen," sagte ich aufstehend, „ich habe heute nichts mehr zu lernen," und ich wiederholte, um ihn mir einzuprägen, den französischen Satz.

„Bleib erst noch ein wenig bei mir sitzen!" erwiderte sie und fuhr dann fort: „Versäume doch nicht, möglichst viel auswendig zu lernen! Ein Gedicht, das dich freut, eine Musik, die nach deinem Herzen ist, mußt du auswendig können; du hast nicht immer Bücher und Noten zur Hand. Wenn du in schwacher,

trüber Stimmung bist, gegen widrige Eindrücke und Gedanken zu kämpfen hast und du kannst anfangen:

> Will sich Hektor ewig von mir wenden,
> wo Achill mit den unnahbarn Händen
> dem Patroklos schrecklich Opfer bringt?

dann bist du schon gerettet und in einer andern Welt. Auch Bilder mußt du auswendig lernen. In meinem Elternhause hing über dem Sofa im Wohnzimmer ein Bild — du wirst es bei deiner seligen Großmutter auch noch gesehen haben — das Sposalizio von Raffael in einem lichten Stiche. Es machte einen ungemein feierlich heiteren Eindruck. Von meinen frühesten Jahren an, sooft ich, am Tische sitzend, aufsah, erblickte ich den seltsam zierlichen, vieleckigen Tempel auf seinen Stufen im Hintergrunde und ganz vorn den Hohenpriester, wie er Marias und Josefs Hände vermählend zusammenfügt, und im Geleite rechts den schönen schlanken Jüngling, wie er auf einem Beine stehend sich herabbeugt und am andern Knie einen Stab zerbricht; und die schönen Brautjungfern schauten mich mit ernsten Augen an, als wollten sie sagen: aufgepaßt! es geht um das Leben! Großmutter, deine Urgroßmutter, hat es mir, als ich noch Kind war, er-

klärt, und weil es mir später immer wieder in den Sinn kam und mich mit all seinen Einzelheiten erfreute, so bemühte ich mich, alle Bilder, die mir wert wurden, so genau kennenzulernen, daß ich sie hätte zeichnen können. Drum kann ich nun ruhig im Bette liegen und doch, wie früher Sonntags nach dem Hochamt, in der Galerie herumwandeln und ansehen, was mich freut. — Aber, dabei fällt mir ein: ich habe etwas für dich." Sie zog aus der neben ihr liegenden Arbeitstasche ihren Geldbeutel, einen beträchtlichen Ledersack mit dem handfesten, dreifachen Stahlbügel, den sie seit ihrem Fall immer am Hüftknochen spürte, und gab mir einen Taler.

Ich war bestürzt. Ich war nicht mehr imstande, meine Freude über ein Geschenk zu meiner Genüge zu äußern, kam mir darum oft undankbar vor und ließ mich nicht mehr gern, gar mit Geld, beschenken. Ich sträubte mich, wie es mir gerade einfiel, und sagte schließlich:

„Überhaupt ist das viel zu viel! was soll ich mit so viel Geld anfangen! Du bist doch krank und hast dein Geld nötig. ‚Sparen muß man, hausen muß man!'"

Da lachte sie hell hinaus, erhaschte meinen Kopf mit beiden Händen und rief:

„Wo hast du denn diese Weisheit aufgegabelt! Wie — willst du heißen?!“ Sie zog mein Gesicht ganz nahe an das ihrige, während mir das Blut heiß in den Kopf schoß, und sah mir in die Augen. Beklommen, feierlich und trotzig hielt ich ihrem Blicke stand und ich fühlte die blauen Kristalle ihrer Augen in mich eindringen und einsinken und Hirn und Herz durchstrahlen, wie Blitzkugeln durch den ganzen Körper hindurchrollen, Arme, Beine, Zehen, Finger, das unbekannteste Innere durchsuchen und ausleuchten.

Endlich ließ sie mein heißes Gesicht aus ihren weichen, glatten Händen fahren und sagte nickend:

„Es stimmt wohl doch. Aber komme mir nicht mehr mit solchen Sprüchen! Es wird mir ganz eng und bang, wenn du derlei Zeug nachsprichst. Du bist ja noch ein Kind, und es ist dir selbstverständlich, daß alles um dich herum so schön und für dich da ist; aber schau nur einmal hinaus —“ und sie hob sich, um durch ihr Mansardenfenster blicken zu können — „da drunten liegt der Berkholzische Garten, wir sehen von hier aus nur die Wipfel, aber du hast ihn schon oft bestaunt und am Sonntag geht die halbe Stadt drum herum. Herr von Berkholz ist nie drin zu sehen, er sitzt über der Straße drüben an seinem Fenster und

freut sich über die Freude der Leute. — Und da rechtshin liegt das Schlößchen hinter den Bäumen, und im Frühjahr, wenn es unter den Büschen und im Gras blau ist von Veilchen, daß es auf die Straße herausduftet, da macht ihr Schulbuben einen Umweg dran vorbei und schlitzt zum Tor hinein, wenn kein Parkwärter in der Nähe ist, oder klettert durch den Graben und über das Parkmäuerchen und füllt euch die Kappe mit Veilchen. Die Wärter wissen es wohl, aber solange ihr es nicht wüst treibt, bleiben sie weg und lassen euch eure Wonne. Und dann die ganze Stadt, die heiteren Straßen, die behaglichen Häuser, die heimeligen Gärten dazwischen, die blinkenden Türme mit den Tauben und Dohlen, das Schloß mit der wehenden gelbroten Fahne auf dem Turm, dahinter weithin die Eichen des Wildparks und darüber die Bläue des Himmels, durchorgelt vom Wind und voller Vogellaut — kannst du das hinnehmen, wenn du sparsamen Herzens bist? Geld ist nichts, es gilt bloß, und das beste, was es gelten kann, ist Freude." Sie sann vor sich hin. „Ich werde dir einmal die Geschichte von Großvater und Großmutter erzählen, also deinen Urgroßeltern."

„Urgroßeltern —?" wiederholte ich erwartungsvoll.

„Ein andermal! ich muß es mir erst wieder zurechtsuchen und zurechtlegen. Es sind mehr als fünfzig Jahre vergangen, seit Großmutter mir erzählt hat. Die Geschwister wissen wohl nichts davon, sie sind so viel jünger, dein Vater war eben geboren, als Großmutter starb — —“

Sie sann eine Weile vor sich hin, dann fragte sie:

„Sage, was willst denn du einmal werden?“

„Ich weiß noch nicht: Arzt oder Seemann.“

Sie blickte verwundert her und prüfte mich von der Seite, als sähe sie mich ganz neu:

„Arzt — sagst du? — Wie kommst du dazu?!“

„Es gibt so viel Kranke, man möchte ihnen helfen.“

„Das möchten die Ärzte allerdings —!“ sprach sie, kaum lächelnd und langsam nickend; dann fuhr sie kopfschüttelnd fort: „Das ist ein trostloser Beruf! — werde Seemann! — aber — — möchtest du denn nicht Künstler werden?“

„Künstler —?!“ wiederholte ich verwirrt; denn obschon ich am Rande verschiedener Künste herumposselte, war mir der Gedanke ganz fremd.

„Musiker! wie dein Großvater und dein Onkel — oder Maler!“

„Ja —“ sagte ich lachend vor Beschämung, „das kann man doch nicht so werden!“

„Warum solltest du nicht Musiker werden können?“

„Ich kann ja nichts.“

„Du arbeitest tüchtig, dann kannst du eines Tages etwas!“

„Ich denke mir: da muß man schon ganz anders anfangen!“

„Nicht auf den Anfang kommt es an. Du hast Freude daran, sonst würdest du nicht zu Hause hinsitzen und musizieren und zeichnen und malen: wenn du die Freude pflegst und deinen Willen einsetzest, wird eines Tages eine Leidenschaft daraus, und dann ist's gut.“

Ich antwortete nichts, ich sann verwundert und beglückt ihren Worten nach, ohne sie gerade auf mich und meine Möglichkeiten zu beziehen, und gar das Wort Leidenschaft, mit Ehren genannt, war mir ein solches Geschenk, daß ich tief atmen mußte. Denn im Religionsunterricht wie in moralischen Belehrungen war uns Leidenschaft immer als etwas Verwerfliches und Verderbliches, eben als das Böse, hingestellt worden, und da ich weichherzig und allen Eindrücken und Einflüssen zugänglich war, so hatte ich mich durch Moralpredigten manchmal tief erschüttern und beinahe

entwurzeln lassen. Ich wußte nicht umsonst von Jesus, Sokrates, Aristides, und daß die erste Notwendigkeit sei, gut zu werden, stand mir fest; aber jeden Fehler, eden Frevel, jedes Verbrechen, von dem sie predigten; fand ich in mir. War ich nicht schon ein Verbrecher! gab es eine Lumperei, zu der ich mich nicht verführte oder verführen ließ, wenn sie nur gewagt und abenteuerlich war? Wo war fremdes Eigentum sicher, wenn es zu einer Lust oder einem Hohn herhalten konnte! Und wäre ich nicht fast ein Wilddieb geworden! Hätte ich etwa den Hasen, der aus dem Dunkel heraus auf mein heimliches Kartoffelfeuer zustürzte, so daß ich ihn bei den Löffeln fangen konnte — hätte ich den wieder laufen lassen, wenn nicht bald darauf der Feldschütz gekommen wäre und mich verjagt und durch seine Verfolgung schließlich gezwungen hätte, das schwerzappelnde Tier loszulassen, damit ich nur selbst entkäme? Dieses Herumstrolchen bis in die Nacht mit jedem, der mir in den Weg lief! Dieser plötzliche, nicht zu brechende Trotz, der wie ein zweites Wesen in mir rumorte und suchte und lauerte! Nahm ich nicht unversehens eine Kränkung, statt sie wie sonst zu vergessen, totübel, kaute sie Tag und Nacht wieder, wurde krank vor Rachsucht, verfolgte den andern

wochenlang und wurde eine Plage für alle? Manchmal übermannte mich der Jähzorn, ehe ich mich's versah, gewiß! — aber gab ich mich ihm nicht auch manchmal völlig und wonnig hin, löschte mich in ihm aus, wie man einen erlösenden Trunk tut? — Und war ich nicht, als meine Mutter mich während der Todeskrankheit der Großmutter weniger beaufsichtigen konnte, in Kürze gänzlich verwildert, ein tier- und menschenquälender Taugenichts geworden, jede freie Minute auf der Gasse und in Genossenschaft und Kampf mit der Hefe der Gasse?! Hatte ich nicht manchmal selbst das Gefühl gehabt, daß ich in größter Gefahr treibe, und doch noch dazu jubeln müssen wie bei steiler Schlittenfahrt! All das und vieles mehr quoll in mir auf und preßte, wenn sie von Leidenschaften predigten; und da es nur Predigt, aber nie eine teilnehmende behutsame Aussprache gab, so verzweifelte ich manchmal in solchen Augenblicken gänzlich an meiner Zukunft, und zur Ruhe kam ich nur durch die Ermüdung meiner Gedanken und dadurch, daß ich mich wie zum Unfug auch zur Arbeit, zum Bästeln, Zeichnen, Tierehalten, Lesen verführte oder verführen ließ und alles andere darüber vergaß. Nun hatte die Tante mir Leidenschaft für förderlich, ja, nötig zum

Guten erklärt: das beglückte mich und blendete mich; ich verstand es keineswegs, ich wußte ja gar nicht, was Leidenschaft eigentlich sei; aber ich fühlte eine drückende Stauung abfließen, einen Krampf sich glätten und hätte gern weiter gefragt; doch von Grund aus mißtrauisch, wie wir damals gegen die Weisheit und Teilnahme der Erwachsenen sein mußten, wagte ich nicht einmal, die gute Tante bei ihrem Ausspruch festzuhalten, aus Angst, sie könnte ihn wieder zurücknehmen. Diesen Fund wollte ich nicht aufs Spiel setzen, ich nahm mir vor, über ihn nachzudenken.

„Weißt du," fuhr sie fort, „wenn du wirklich Arzt wirst, was ich dir nicht wünsche, und du sezierst einmal eines von uns, mich oder deinen Vater, und du öffnest unversehens das Allerinnerste, die Krypte, dann wird dir Musik entgegenklingen — mag das Fremdeste außen herum sein."

„Meinst du, wie man Musik träumt?"

„Ja, gewiß!" erwiderte sie und nickte mir mit einem raschen Blicke zu; „das gehört auch dazu!" Gleich aber ließ sie ihr Auge wieder versinken und sagte mit tiefem Tone: „Ich habe einmal etwas Wunderbares erlebt!"

Und nach einer Stille fuhr sie fort:

„Als meine Schwestern Mathilde und Josefine schon ein Jahr oder mehr in der Heil- und Pflegeanstalt waren —“

„In — unserer — Heil- und Pflegeanstalt —?!“ fragte ich erschüttert mit klangloser Stimme; denn ich sah das alte weiße, langgestreckte Gebäude des ehemaligen Dominikanerinnenklosters zwischen den Wassern in meiner Geburtsstadt, sah blasse Gesichter hinter den Fenstergittern und hörte irres Geschrei im Innern und sah mich selbst auf der Straße davor herumgaukeln.

„Ja — in euerer Anstalt. Hast du es nicht gewußt?“

„Nein.“

„Nun — das war ja wohl auch nicht so nötig!“

„Ja — aber —“ ich hatte ein schweres Herz, konnte kaum atmen und starrte sie vernichtet an.

„Sprich! — was ist dir?“

„Wir sind doch immer auf dem Weg zum Schwimmbad an der Anstalt vorbeigegangen und haben mit den Kranken an den Fenstern unsern Jokus gehabt. — Wenn ich das gewußt hätte —!“

„Das muß man immer wissen!“ sagte sie leise. Und dann: „Was habt ihr denn gemacht?“

„Ich weiß nicht mehr. Viel! — Am Haus lief

unser Weg, dann kam rechter Hand der Mühlbach, über dem Bach drüben stand das Lagerhaus eines Eisenjuden mit großen, kleinscheibigen Fenstern, voll Alteisen. Wenn nun im Narrenhaus — so sagten wir — niemand am Fenster war, holten wir uns Steine aus dem Bach, zählten und auf „drei“ warfen wir alle zusammen, jeder auf ein anderes Fenster des Lagerhauses: wenn dann plötzlich die Scheiben klirrten und niederprasselten, und die Steine innen im alten Eisen rasselten und wetterten und dröhnten, da ging ein Geschrei und Geheul im Irrenhaus los und alle stürzten zu den Fenstern, und wir Buben hatten unsern Spaß.

Mit einem Manne namens Enderle trieben wir es besonders oft. Er hielt sich für den König Wilhelm von Württemberg, hatte den Bart zu einem W ausrasiert, das von der Nase an den Mundwinkeln herab zur Kinnlade und wieder hinauf zu den Schläfen ging, und trug manchmal eine goldpapierne Krone und eine rote Bettdecke oder so etwas als Mantel: dann machten wir ihm tiefe Verbeugungen, er nickte langsam und feierlich nach rechts und links und hielt stotternd lange Reden. Wenn er aber ohne Ornat erschien, dann blieben wir stehen und glotzten ihn an,

bis er zornig rief: „Ihr Sempel, ihr Sempel, kennet ihr eiren Keenig net?!" — Nun sangen wir, indem wir ihm die württembergische Aussprache nachmachten:

„Enderle,
arms Senderle,
was machet deine Kenderle?"

Frauen aber hab ich dabei nie gesehen, die waren vielleicht im andern Flügel, gegen die Enz hinaus."

„Ja —" antwortete die Tante versonnen; sie hätte mir wohl nicht ganz zugehört; „— ja — es wär ein schöner Blick über das breite Wasser hinüber — in die Bäume — — und es war ein schöner Vormittag, als ich sie besuchte. Das Fenster stand offen, die Sonne schien herein und zeichnete das Gitter schräg nach rechts hin brennend auf den Fußboden; draußen rauschte der Fluß und spiegelte seine ewige Unruhe mit wimmelnden Lichtflecken an der Zimmerdecke ab. Meinen Gruß beachteten die Schwestern nicht. Ihrer Namen, bei denen ich sie rief, schienen sie sich nicht zu entsinnen. Nur wie ein Hund an einen Neuangekommenen hingeht, ihn beschnuppert und wieder verläßt, so kam Josefine langsam mit heimlichen, auf den Zehen wiegenden Schritten, doch wie spazierengehend auf dem weitesten Wege her, blickte mich im

Vorübergehen, nur kurz mit dem Kopfe rückend, an und ging, ohne meine hingestreckte Hand und meine Worte zu beachten, weiter und in ihren Winkel. Mathilde hockte, ohne sich zu rühren, in der andern Ecke neben dem Fenster, hatte ihr langes, früher so herrliches, rötlichblondes Haar strähnig und wirr übers Gesicht hängen, und zwischen diesem Netzwerk hindurch belauerten mich hart wie Türkise ihre Augen, sahen mir aber nie ins Gesicht, sondern starrten immer auf meine Knie. Ich trat zu ihr hin, begrüßte sie noch einmal, grüßte sie von den Eltern, Geschwistern, Freunden, ich vermied sogar einen Namen nicht, der ihr sehr teuer gewesen war und ihr Schmerz gebracht hatte — sie spielte mit der blassen Hand in dem verwahrlosten Haar, starrte mit leeren Blicken an mir vorbei und schien mein Dasein überhaupt nicht mehr wahrzunehmen.

Ich war so unglücklich und trostlos, als wäre ich durch Zauber in eine leerlaufende, klappernde Windmühle verwandelt. Ich ging am Fenster vorbei nach der andern Ecke, um es mit Josefinen zu versuchen; aber als sie mich näherkommen sah, glitt sie aus der Ecke und ein paar heimliche Schritte an der Wand hin. Wie eine Katze wich sie, sobald ich mich näherte,

drei Schritte weiter, blieb stehen und blickte mir gespannt in die Augen, während ihr schlanker Körper sich anmutig reckte und bog und wand und nicht ruhte. Dabei gewahrte ich auch, daß alles an ihr in Ordnung, daß ihr Haar tadellos gescheitelt, geflochten und aufgesteckt und daß ihr Kleid sauber und wohlgehalten war. Um das halbe Zimmer folgte ich ihr oder trieb ich sie herum, dann gab ich's auf und blieb stehen, wo ich schon nach meinem Eintritt gestanden; sie ging mit ihren elastisch wiegenden Schritten auf den Zehen langsam in ihre Ecke. Dort drehte sie sich um zu mir, stützte den Ellenbogen gegen die Wand und den Kopf leicht gegen den Finger und fing an, mir ohne Zorn oder Erregung, in geschäftsmäßigem Ton, wie wenn einer die eingelaufenen Waren mit der Liste vergleicht und die Namen herunterliest, eine Fülle der erstaunlichsten Schimpfwörter ins Gesicht zu sagen; Ausdrücke, die ich nie gehört oder, wenn schon gehört, nicht verstanden und wieder vergessen hatte, die sie selbst früher am wenigsten in den Mund genommen hätte, aber auch absonderliche Namen wie Hinkeldey und Itzenplitz, die kamen nun gleichmäßig, eines nach dem andern zwischen dem stillen Rauschen des Wassers wie widerliche Zaubervögel

durch die sonnige Stube auf mich zugeflogen und schlüpften schmutzig in mich hinein, und ich konnte nichts dagegen tun. Ich sah die Schwester entsetzt an und flehte manchmal: „Josefine! bitte, liebe Josefine, ich bitte dich!“ — Sie machte gleichmäßig weiter, wie die Wanduhr tickt, und nur wenn ein Wort schöne Vokale zusammenstellte, verweilte sie, in dem Wohllaute schwelgend wie französische Tragödinnen, und wenn ein i drin vorkam, so sprach sie das Wort z. B. Itzenplitz! Bimini! mit Abscheu und wiederholte es mit Nachdruck und zog dabei die Brauen in die Höhe. In meinem Entsetzen über die Häßlichkeit der meisten Wörter mußte ich doch auch an die Zeit denken, wo die Ärmste sich mit begeistertem Fleiß im Gesang ausgebildet, für die Bühne vorbereitet und zu Hause Sprechübungen gemacht hatte. — Endlich war ihr Wörtervorrat zu Ende, sie schwieg, es war still in der Zelle, ich hörte das Wasser außen rauschen, ein Schwälbchen schoß gegen das Fenster her, hing einen Augenblick schwarzweiß im Gitter, äugelte hin und her, zwitscherte und warf sich rückwärts wieder in die freie Luft — Josefine stand immer noch zierlich still, den Ellbogen leicht gegen die Wand, den Kopf gegen den Finger gestützt, als wüßte sie, wie eigen sie so aussah.

Ich konnte mich kaum mehr auf den Beinen halten, blickte endlich nach Hilfe um, holte mir einen an der Wand stehenden Hocker herbei und ließ mich darauf nieder. Ich fing an, allerhand erdichtete Aufträge und Botschaften auszurichten, bald an die eine, bald an die andere, erzählte von Verwandten und Freundinnen, von Schicksal, Heirat und Tod — die beiden gaben keine Antwort auf Frage und Anrede, kein Zeichen des Verständnisses, hielten sich wie verscheuchte Tiere in ihren Ecken und belauerten mich. Ein Abgrund klaffte zwischen uns, über den ich nicht hinüber konnte, eine Glaswand stand zwischen uns, durch die sie mich sahen, aber keinen Laut vernahmen, durch die mein verzweifeltster Herzschlag ihnen nicht spürbar blieb. Selber halb irrsinnig vor Ohnmacht suchte ich in meinem Gedächtnisse nach Dingen und Vorkommnissen, um ihre Aufmerksamkeit zu wecken — sie blieben wie Stein. Aber so kam ich auf das Theater zu sprechen, auf Vaters Dirigententätigkeit, auf die Oper und fragte: „wißt ihr nicht mehr —?" und hob mit der Arie der Königin der Nacht an:

„O zittre nicht, mein lieber Sohn —"

und Mathilde fing an, mitzusummen — sang vor sich hin — faltete die Beine unter dem Leibe hervor

und streckte sie aus, richtete den Oberkörper auf, warf das Haar aus dem Gesicht, lehnte die Schulter an die Wand und sang ins Zimmer hinauf. Da schlug ein gewaltiger Ton, ein Schrei von Musik in den Raum, daß wir beide zusammenfuhren und verstummten: Josefine hatte sich mit einem jubelnden Ausbruch auf die Melodie gestürzt, sie an sich gerissen, und sang nun mit derselben quellenden, unfehlbar spielenden Stimme wie früher die Arie; sie hatte sich von der Wand gelöst und erst die Hände ineinander gefügt, nun schritt sie langsam, als wäre sie auf der Bühne, in die Mitte der Zelle und begleitete ihren Gesang mit entsprechenden Bewegungen.

Ich war so aufgewühlt, durchzuckt und durchzittert von der Freude, den Punkt gefunden zu haben, wo unsere Seelen einander vernehmbar und verständlich wurden, daß ich, als sie endigte, ohne mich weiter zu bedenken, ausrief:

„Wie herrlich, Josefine!“ und ihr um den Hals fiel.

Brach ich dadurch den Zauber, oder hatte er schon mit dem letzten Tone zu wirken aufgehört — sie wand sich und entglitt mir und eilte mit ihrem geheimnisvollen Schritt in ihre Ecke zurück. Ich ließ aber den Faden nicht aus der Hand und war ja nicht

in Verlegenheit, da wir fast alle Opern auswendig konnten und zu Hause unzählige Male studierend oder zur Unterhaltung neben der Arbeit her durchgesungen hatten; ich fing also das Duett Paminas und Papagenos an:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen —“

und als sie sofort einfiel wie auf ihr Stichwort, schwieg ich und hielt mich abseits. Mathilde saß immer noch in ihrer Ecke, die Füße vor sich hingestreckt, die Schulter an die Wand gelehnt, das Bild trostloser Trauer; aber kaum fiel der letzte Laut Paminas, so übernahm sie Papagenos Part und sang ihn, ohne sich doch zu rühren. Und so ging es weiter: bald in der rechten, bald in der linken Ecke sprang dieser Springbrunnen von Stimme, Musik, Seele, Freiheit und Schönheit in die Höhe, riß aus meinem umgewühlten, flatternden Gedächtnis eine Welt von Tagen, Menschen und Geschehnissen mit in die Höhe, Starkes und Schwaches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, eine Unwelt von Vergänglichem, glühte und schmolz sie ein, daß ich sie nur noch als weither kämpfende Elemente dieser Stunde empfand, als flüssige Figuren in diesem Tonwandel, als formbestimmende Vorzeichen ohne eigene Geltung — ich saß da und weinte und lachte und schluchzte und, wenn ein Terzett oder Mehrstim-

miges kam, sang ich mit, ich kannte mich nicht mehr, eine inbrünstige Gewalt schleuderte die Töne aus mir heraus, als sei ich eine große Sängerin und müßte die Wände dieser Zelle sprengen.

Auf einmal wurde meine Schulter berührt, der Anstaltsarzt stand hinter mir, nickte und sprach:

„Genug für heute, man weiß nicht, wie es wirkt.“

Ich war nicht imstande, zu antworten. Ich hatte noch nicht gedacht, daß das enden könnte. Ich blickte die Beiden an, sie sangen ungestört weiter, die eine aufrecht wie eine Statue, die Hände ineinander gelegt, die andere immer in derselben Weise dasitzend, an die Wand gelehnt, in die Ferne hinauftrauernd. Endlich sagte ich zu dem Arzt:

„Sie leben, solange sie singen; soll ich sie totschlagen?!“

„Aber heute nachmittag?“ fragte er warnend.

„Aber jetzt —?“ entgegnete ich; „übrigens, wie soll ich sie zum Schweigen bringen? ich muß sie schon aussingen lassen.“

„Mehr wünsche ich auch nicht,“ sagte er, „nur nicht zum Weitersingen veranlassen.“ Er ging wieder.

Wir sangen weiter und

„wandelten durch des Tones Macht
froh durch des Todes düstre Nacht,“

bis der letzte Chor der Priester gesungen war und es plötzlich still wurde.

Das war wie ein Schrecken, und ich saß bebend da und wartete, was nun geschähe. Aber es geschah nichts, als daß sie nicht mehr sangen, als daß ich die eben noch klingenden und brennenden Seelen versinken sah, wie eine schöne lebensvolle Barke ins Meer versänke, und nicht die Hand ausstrecken durfte, zu retten und wieder an die Oberfläche zu ziehen, versinken lassen mußte, was für das gewöhnliche Element des Tages zu schwer war. Ich ging zu ihnen hin; aber obwohl sie von der verflossenen Stunde noch belebt waren und zu horchen und zu warten schienen, und Josefine immer wie ein Vogel langsam, ruckweise den Kopf hin und her drehte und lauerte, so wurden sie doch von meinen Worten nicht berührt, und ich verließ sie wieder bekümmert.

Vor der Tür fand ich den Arzt und ein Häuflein Kranker, die gelauscht hatten, wie bei einem Konzert. Der Arzt fragte mich aus und sprach über den Fall; ich war aber zu erregt und wußte, schon als ich weiterging, nicht mehr, was er mir auseinandergesetzt hatte.

Ich war ja hoffnungslos gekommen. Ich wußte, daß man nur selten das Glück hatte, ein paar kind-

liche, nichtssagende Worte mit ihnen wechseln zu können, und wäre gerührt und hocherfreut gewesen, wenn mich eine der Beiden nur erkannt und mit Namen genannt hätte; nun war ich wie im Märchen von einem guten Geist geführt an allen Abwegen vorbei, durch die öden Säle hindurch bis zu dem Raume gedrungen, wo die Flamme ihres Lebens noch unverkümmert und rein lodern und singen und wo meine Flamme, tiefer heraus und höher schlagend als sonst, sich mit den ihrigen verschwistern und ununterscheidbar vereinigen konnte. Ich habe kein Glück gehabt in meinem Leben; aber ich bin oft glücklich gewesen, vielleicht öfter als Leute, die Glück haben; aber diesmal war ich besonders glücklich, ich hatte einen Zauber gefunden und erprobt, ich hatte das Märchen von Orpheus erlebt, ich war der Lebens- und Zaubergewalt, die Bach und Gluck und Mozart und Beethoven heißt, so nahe gekommen, daß sie mich durchschlug, fast als wäre ich ein Stückchen von ihr. Ich war aber so glücklich und froh und trat so sicher wie noch nie den Boden meines Weges, weil dies Wunder mich im Grunde gar nicht wunderte, weil es meinem Gefühl und meiner Anschauung dieser Dinge nur entsprach, Bestätigung war und geblieben wäre, auch wenn es

sich nie wiederholt hätte. Es wiederholte sich aber an den beiden folgenden Tagen, und ich mochte anstimmen, was ich wollte, den Barbier, den Messias oder den Lohengrin, es fehlte ihnen kein Ton, kein Wort, kein Ausdruck. Und so blieb es; aber nicht nur auf Anregung des Arztes oder Verwandter, auch ganz von selbst fing nun eine zu singen an, und es kam nur selten vor, daß die Schwester nicht einfiel und den andern Part sang. Die Stimmen verfielen dann im Laufe der Jahre, das musikalische Gedächtnis und Leben hielt bis zuletzt, während eine andere Aufhellung des Dunkels in ihnen oder um sie nur selten, flüchtig und belanglos war."

Sie schwieg.

Nach einer Pause fragte ich: „Wie kommt es oder was ist schuld, daß man geisteskrank wird?"

„Das weiß ich nicht. In einer andern Zeit würde ich dir vielleicht mit der Gegenfrage geantwortet haben: wie ist es möglich, daß man nicht geisteskrank wird! Die Erkrankung der Geschwister fing bei der einen mit Schwermut an, bei der anderen mit Verfolgungswahn und hinterließ mir schließlich den Eindruck, daß sie zartere, empfindlichere Seelen waren, der schonungslosen Berührung der Welt auf die Dauer nicht stand-

halten konnten und nun in der Angst und im Entsetzen ein undurchdringliches Chaos um sich her schafften, um im Schutze desselben den Rest oder das Innerste ihres Lebens weiterspielen zu lassen. Wenn du wirklich einmal Arzt bist, dann wirst du gewiß eine ganz andere Erklärung haben und über die meinige lächeln; aber ich glaube, du würdest sie mir nicht ausreden können."

Ich saß noch eine Weile stumm und versunken bei ihr, dann ging ich, um nach dem Buche „Atala" zu sehen. Aber schon an der Treppe hatte ich keine Lust mehr zu gehen, trottelte zögernd und ungelenk hinab, legte mich auch ein paarmal über das Geländer und starrte in die Tiefe.

Auf der Straße fiel mir der Berkholzische Garten ins Auge, ich trat hinüber, preßte die Stirn zwischen zwei Gitterstäbe und machte die Augen zu.

Dann ging ich am Park des Schlößchens vorbei, er lockte mich nicht, Veilchen gab es nicht, das sonnige Zweiggewirre der Büsche machte mir die Lider schwer. Ich trat in den Graben hinab und schwang mich auf das Mäuerchen, streckte mich bäuchlings darauf hin, legte den Kopf auf die Arme und schloß die Augen.

Erfahren, was in dir ist und bleibt und lebt, wenn die Außenwelt nicht mehr erkennbar ist, nicht mehr in dich eindringt! Ich drückte die Augen zu, sah in mich hinein und lauschte. Ich sah blaue und goldene Flammenwirbel, hörte das Zirpen eines Zaunkönigs, das immer wiederkehrende Sätzchen des Buchfinken und fern eine Amsel, und jetzt klappte der tänzelnde Trab eines Reitpferdes näher, leichte, weiche Schritte mit tieffedernden Fesselgelenken: das könnte der Grauschimmel des Prinzen Reuß sein. Das kommt alles noch von außen, ist mit geschlossenen Augen zu sehen. Das geht durchs Gehör! Ich drückte mir die Ohren zu, hörte nun nichts mehr von außen, vernahm nur noch ein wechselndes Brausen und Dröhnen, und fand nichts anderes in mir als die Frage, wie lange wohl die Hände mir noch die Ohren zuhalten würden; dann eine Ungeduld darüber, daß die Hände nicht losließen, eine schmachtende Bangigkeit. Aber die Hände wollten nicht loslassen, ich bezwang mein Unbehagen, lauschte geduldiger, und nun wogte es wie das Rollen ferner Eisenbahnzüge durch die Nacht, — und nun sah ich einen glühenden Punkt aus dem Dunkel auftauchen und größer werden, sich verdoppeln, donnernd näher kommen und donnernd verschwinden; ein anderer brannte

auf, noch andere; rasten aufeinander los, kreuzten sich, tobten und spieen weißen Dampf in die Höhe und zogen ihn wie fliegendes Gelock in der Luft hinter sich nach —, viele, eine Menge, — — das war alles nichts. Um das zu hören und zu sehen, brauchte man nicht Augen und Ohren zuzumachen! Ich tat die Finger von den Ohren und empfand verwundert die beschwichtigende Stille der äußeren Welt, ich hob den Kopf, sah ins Gebüsch und erblickte durchs Gebüsch das durchsonnte hochgewachsene Gras, die unbegreifliche Ruhe und Versunkenheit der einzelnen Halme. Es war gewiß sehr schwierig, sich so gegen die Außenwelt zu verschließen, daß man sie vergaß und aus sich etwas anderes, Inneres hörte. Dies andere konnte ich mir nicht vorstellen, umsomehr reizte es mich. Ich mußte es in der Dämmerung versuchen — abseits — im Wald — besser im Schloßgarten: ich verstecke mich vor den Wächtern, bis die geschlossen haben und weg sind, dann hab ich's ungestört. Auch wenn ich in der Nacht aufwache, muß ich daran denken. Warum sollte denn nur ein Irrsinniger sich selber hören können! Denn nur um das Hören kann es sich handeln. Alles ist voll Ton. Auf dem Federhalter kann ich die Tonleiter spielen. Warum soll die Musik des

Menschen erst durch die Stimme oder die Geige oder das Orchester hörbar werden! Also — was in dir ist, hören, ehe es Orchester wird, ehe du's im Traum als Orchestermusik hörst —!

Die Vorstellung hörte hier so völlig auf, während ich doch die Möglichkeit noch denken konnte — ich sprang, von meiner Unfähigkeit beschämt und gereizt empor, in den Graben, auf die Straße und ging rasch meines Weges: „Irgendwie ist das! Irgendwie kann man das! Nur Geduld!"

In meiner Ungeduld gab ich einem Kiesel, der mir im Wege lag, mit der Fußspitze einen Stoß, daß er weiter flog; als ich ihn eingeholt hatte, wieder einen und wieder, und bemühte mich nun im Verfolg dieses Spieles, den Stein derart weiter zu schleudern, daß er immer im Bogen durch die Luft flog. So zog mich der Stein sich nach, hin und her über die Straße, bis ich mit Schrecken sah, wie ein lustwandelnder Herr plötzlich stark mit dem Bein zuckte, den in der Hand getragenen Hut achtlos schepp auf den Kopf stülpte, sich auf den Spazierstock stützte und mit der rechten das angezogene Schienbein rieb. Ich blieb in der Entfernung stehen, er unterbrach plötzlich seine Behandlung des Beines, ohne die seltsame Haltung zu

ändern, und winkte mir mit dem Finger. Ich lief rasch hin, um meine Strafpredigt entgegenzunehmen.

„Bist erschrocken?“ fragte er teilnehmend.

Ich überwand eine kleine Verblüffung und sagte: „Ja, freilich. Verzeihen Sie, es war nicht meine Absicht.“

„Schade! Denn wäre es deine Absicht gewesen, so hättest du mich kaum getroffen! — So, bist recht erschrocken?!“

„Ja, es hätte ja die Schläfe treffen können!“

„Nun, die trägt man ja heutzutage glücklicherweise nicht am Schienbein, sondern anderthalb Meter höher.“

„Der Stein hätte ja höher fliegen können!“

„Ach, richtig! richtig, richtig! Der hätte natürlich höher fliegen müssen, der hätte über die Häuser und die Bahn wegfliegen und ins Gaswerk einschlagen müssen, der Gaskessel wäre explodiert, eine Feuersbrunst hätte die ganze Residenz gefressen, wir hätten nur das nackte Leben gerettet, wir wären ohne alle Ausweispapiere im Leben gestanden: womit hätte der Großherzog beweisen wollen, daß er's ist? und ihr, ihr hättet Ferien gekriegt! Wie schade!“

Er hatte sich wieder auf beide Beine gestellt, faßte mich unterm Kinn, sah mich an und fragte nach

meinem Namen. Als ich den angegeben hatte, ließ er mich los, schlug mit dem Zeigefinger Dreivierteltakt und fragte:

„Von denen?“

Ich bejahte.

„So, so? Herrn Großvater habe ich sehr verehrt.“

Ich fühlte mich rot werden. Er fragte:

„Wo ist denn der Heinrich, dein Onkel?“

„Der ist wahrscheinlich tot.“

„So — wahrscheinlich? Ist dir auch wahrscheinlich, daß ich tot bin?“

Ich lachte hinaus.

„Dein Onkel Heinrich ist nicht älter als ich!“

„Er hat aber zehn Jahre nichts von sich hören lassen.“

„Und du meinst, so klug könne man erst im Tod werden? — Hast nicht ganz unrecht; im allgemeinen ist's so.“ Er nickte ein paarmal vor sich hin, sah mich dann wieder an, strich mir über die Backe und fragte:

„Nun — ist der Schrecken verwunden? Na, dann gehe deines Wegs! Nur eins noch —!“ fügte er ernsten Blickes und mit dem Zeigefinger drohend hinzu:

„Heirate nicht!“

Während ich sprachlos dastand, schlenderte er weiter. Ich blickte ihm lange nach.

Nun eilte ich aber in Tantes Wohnung, riß die Fenster auf und sah die Bücher auf dem Sekretär durch, einige Bände Goethe und Jean Paul, Lenau und Heines Buch der Lieder, mir noch unbekannte Franzosen und Engländer, darunter Chateaubriands „Atala"; er war gut gebunden, ohne Titel auf dem ungefärbten Lederrücken, das Titelblatt, herausgerissen, lag an seiner Stelle. Ich sah hinein: „La France possédait autrefois —," hatte aber keine Lust, zu lesen, gar französisch.

Ich blickte mich von ungefähr im Zimmer um: Die Landschaft über dem Fußende des Bettes fehlte. Wie war sie gewesen? Tante hatte ja vom Auswendiglernen der Bilder gesprochen, da konnte ich gleich erproben, wieviel ich behalten hatte. Ich blieb stehen und suchte mir das dunkle Viereck in der verblichenen Tapete, mit dem Bache, dem Waldwinkel, dem Lichtschauer der Bäume, den brennenden Wiesen, dem fernen Hügelzug, dem weiß-blauen Himmel auszufüllen. Aber das war nur ganz ungefähr und unsicher, bald wußte ich eine Einzelheit wie ein Stück überhängenden Ufers und die Spiegelung im Wasser, bald nur ganz allgemein Wald oder Wiese.

Ich trat ins Wohnzimmer, klappte im Vorbeigehen das altmodische Klavier auf und fing respektlos an,

mit seinen dünnen, klirrenden Tönen den Hackwalzer zu spielen; aber nach drei Takten langweilte es mich und ich machte wieder zu.

Es war so schön still und zum Genuß verlockend. Ich wollte mich gerade auf eine der Kinderbänke hinstrecken, da streifte mein Blick das Bildchen des Urgroßvaters über dem Lehnstuhl; ich blieb sitzen und blickte hinüber: der Zopf im Nacken, das gepuderte Haar, die Profillinie, die ich vorhin bei der Tante gesehen hatte, auch etwas von ihrem durchs Fenster suchenden, sich verlierenden Blick. Was wollte sie mir von ihm erzählen!? ich wußte nicht einmal mehr, aus welchem Anlaß sie mir's versprochen hatte. Wie hieß er? Franz oder Josef? Was war er? — auch Musiker wie Großvater und Onkel Heinrich? Tante meint ja, es gehe nicht anders.

Ich ließ mich der Länge nach auf die Bank zurücksinken, sah einen Augenblick die zersprungene, rußige Zimmerdecke an, dann schloß ich die Augen — und sah die Zelle im Irrenhaus, das vergitterte Fenster, das durchgitterte Sonnenlichtviereck schräg am Boden, rechts und links in den Ecken die zwei Tanten, die mich nur verstehen, wenn ich die Zauberflöte oder Matthäuspassion auswendig singen kann; — sah sie

mich aus ihren Ecken belauern wie Katzen auf dem Sprung — fühlte ihre blauen Augen wie Flintenkugeln mich bedrohen — schuldig, tiefbeschämt, trotzig.

Wie abscheulich, so einen Narren wie Enderle zum Narren zu halten! unsagbar nichtsnutzig! Aber wenn man nicht als Engel geboren ist, kann man doch unmöglich an so einer Gelegenheit vorbeigehen! es ist doch so verzehrend interessant und unheimlich — gerade wie der Keller, in dem sich der Herr Kramer erschossen hat und jetzt umgeht: man muß halt hinunter, wenn man kein Haßenfuß ist, und zusehen, und wenn der Geist nicht kommt, wird man auch rufen: „Herr Kramer! Herr Kramer! wo sind Sie?“ — Man hat es schwer! Das meiste Verlockende ist verboten, und den Rest soll man aus angeborenem Anstand unterlassen! Wenn man folgte, es würde sich gar nicht mehr lohnen.

Aber ist der Unfug eigentlich der Mühe wert? Wie kommt man darauf? Kommt er aus mir heraus? Ich bin doch eigentlich nicht böse — oder schadenfroh — oder höhnisch! Habe ich eigentlich Freude daran? — Ich habe mir doch wohl noch nie einen Streich in der Stille ausgedacht und mich darauf gefreut?! — er kam plötzlich über mich, ich unterließ ihn bloß nicht!

— Was denke ich mir denn aus? Was für Luftschlösser baue ich? — Krieg — Tapferkeit — Heldentum. — Das träumt jeder, davon liest man; aber was für Bilder kommen mir selbst?

Da lag ich wieder und horchte und suchte durch das Dunkel der geschlossenen Augen in mich hineinzusehen. Die Sehkraft zuckte suchend nach allen Seiten, fand aber erst nichts als flüssige dunkle und grelle Felder, wie sie noch vom Licht und Schatten des Zimmers im Auge hängen geblieben waren; plötzlich aber sah ich über die wogenden und murrenden Wipfel eines Waldberges in eine ferne grün und braune Ebene hinunter. Ich blickte schärfer hin, da rückte die Ebene näher, am Rand eines braunscholligen Ackers lief ein Pflug mit Pferd und Kuh bespannt, ein Kind daneben mit der Geißel, hinten ein großer Bauer, den Pflugsterz in den gerüttelten Händen. Während ich neugierig anschaute, verwandelte sich die Ebene und ward rotblond von reifenden Weizenfeldern, und da wurde auch schon geschnitten, Garben wurden gemacht und aufgeladen, und es kränkte mich, daß jedes Bild unter meinen Augen in ein anderes überging; denn es war herrlich, zu schauen, und ich hätte gerne verweilt. Ich tat die Augen auf und sah wieder die rissige Zimmerdecke:

ja, durch das Land zu streifen, über Berge, durch Feld und Wald, das war gewiß meine Wonne; nichts tat ich lieber: aber wem gefällt das nicht! Das ist doch nichts Eigenes! Dazu lebt man doch nicht! denn obschon ich noch nichts mit mir anzufangen wußte, vielleicht auch eben deshalb, erwartete ich schon damals schwere Arbeit.

Ratlos und unzufrieden richtete ich mich auf und sah mich um. Das Klavier lockte wie eine Rettung. Ich schloß die Fenster, setzte mich hin und klimperte irgendein aufdringendes Bruchstück; aber es machte mich traurig. Ich klappte wieder zu und beschloß, mich mit dem „Atala" zu trollen. Unter der Tür blickte ich noch einmal zurück, ob ich auch nichts vergessen hätte: da sah ich die Uhr trübselig und tot an der Wand hängen. Ich zog sie auf, stieß sie an, richtete sie aber nicht und freute mich bei dem Gedanken, daß sie nun die Nacht und den folgenden Tag rüstig marschieren, unglaubliche Stunden angeben und durch die ausgestorbenen Stuben Kuckuck rufen werde.

Auf dem Wege in das Buch sehend, fand ich es richtig, dafür zu sorgen, daß das lose Titelblatt nicht verlorengehen könnte, machte daher einen kleinen Um-

weg nach einer Buchbinderwerkstatt, in der ich unlängst die Vormittage der Ferien handwerkend zugebracht hatte, bat mir eine Fingerspitze voll Kleister aus, bestrich den Innenrand des Blattes und paßte es an seine Stelle. Der Altgeselle, dessen Anleitung ich ehedem gehabt hatte, drehte sich her, sah über die goldene Brille weg mir zu und sagte:

„Nu — haste das Handwerk noch nicht verschwitzt? Wahrhaftig, er nimmt den kleinen Finger, damit er den Zeigefinger zum Greifen rein behält! Deine Kollechen da an der Heftlad können sich ein Beispiel dran nehmen!"

Die beiden Lehrlinge blickten her, die Heftnadel in der erhobenen Hand; ich lachte ihnen zu und sagte:

„Wenn die später mal herkommen, um sich im Vorbeigehen was zu pappen, dann werden sie auch aufpassen!" die Lehrlinge freuten sich schon; denn kaum hatte ich ausgesprochen, so drohte mir der Geselle mit dem Messer, das er zum Lederschneiden in der Hand hatte, und rief:

„Wenn du was ‚pappen' willst, bleibst mir aus der Werkstatt! Laß dir von der Mamma einen Mehlpapp machen, dann kannste ‚pappen', du Säuchling!" denn jenes Wort war sein Schrecken.

„O," sagte ich mit gemachtem Bedauern, „nichts

für ungut! ein wenig hab ich demnach doch schon wieder verschwitzt.“ Ich trat zu ihm, nahm ein auf seinem Brett liegendes Lederschnipsel und führte es an die Nase, um mich an dem herben Duft von der Süßlichkeit des warmen Leims und des Kleistergeruches zu erholen.

„Da schmeckt er wieder am Leder!“ brummte der Altgeselle.

Der Meister aber, neben den ich, das Lederchen wie eine Blume an die Nase haltend, getreten war, um ihm beim Vergolden zuzuschauen, stand da, tat keinen Seitenblick von seiner peinlichen Arbeit und sagte:

„Keinen Buchbinder gibst du einmal nicht! Der Kleister schmeckt ihm zu sauer, der Leim zu süß, er muß am Leder riechen, daß ihm nicht schwach wird. ‚Nachbarin, euer Fläschchen!‘ sprach Gretchen. — Ungeschickt wär er sonst grad nicht.“ Er legte den Stempel aus der Hand, drehte sich zu mir und fragte: „Laß sehen, was hast da für ein Buch?“ denn er hatte bisher nicht aufgeschaut. Er nahm es mit leichten Fingern, hielt es auf Armlänge vor sich hin, drehte es hin und her, besah Vorder-, Rückseite, Schnitt und Rücken. Dann schlug er's auf und murmelte: „Französisch —? — ist aber deutsche Arbeit.“ Er prüfte

Heftung und Vorsatz, klappte die Deckel ganz zueinander zurück und ließ das Buch daran hängen, blickte zwischen dem Rücken des Buches und dem des Einbandes durch, machte es zu, klatschte heftig mit der Hand drauf, warf es dem Altgesellen hin und rief ärgerlich: „Da! guckt euch so was mal wieder an! Wie sauber so was ist um und um! Wie knapp und glatt der Rücken da drum sitzt ohne Falz, um ein Haar knapper und es hätt ihn gesprengt; 's ist Schafleder. Und wie der Rücken und die Ecken unter dem Papier verlaufen, man sieht und fühlt nichts davon. Gerade so innen unterm Vorsatz! Und wo sind die Schnüre? — einfach nicht zu spüren! — Und wie das geheftet ist! seht mal den Schnitt an! — Das nennt man Arbeit! — Albert, wenn dein Meisterstück einmal so sauber ausfällt wie so ein Band, der vor fünfzig Jahren drei Batzen gekostet hat, dann kannst dich ‚von' schreiben."
Er griff wieder zu dem Buch, an dessen Vergoldung er vorher gearbeitet hatte, und brummte unwirsch: „So geht's! — mit dem Buch da war ich ganz zufrieden und hab's mit rechtem Vergnügen vergoldet; wenn ich's nun nachher aber aus den Brettern nehme, so kommt's mir gewiß vor wie ein Lazarettgaul — so viel Fehler werd ich dran sehen."

„Ja, Meister," entgegnete der Altgeselle, das Buch den Lehrlingen hinschiebend, „gelernt haben wir's auch so und können tun wir's auch noch so; aber wenn wir's so machen wollten, könnten Sie bald die Bude schließen! Wer zahlt uns das? — Die Leinewand ist schuld! ich sag's immer, die Drecksleinewand! die Orichinaleinbände! kein Mensch will mehr was Solides bezahlen. Sie wissen gar nicht mehr, was ein Einband ist! Da kaufen sie die Orichinalleinwandbände; wenn das durchgelesen ist, so ist alles locker und lose, und das Buch schiebt sich zwischen den Deckeln hin und her wie ein Krüppel zwischen seinen zwei Krücken; aber frisch aus der Fabrik sieht's neu aus und glänzt vor Vergoldung und man kricht's für ein Nasenwasser."

„Weiß Gott!" fuhr der Meister fort, „und dann kommen sie mit dem Gelump zu uns und wir müssen es wieder zurecht flicken, als wenn wir zu nichts Besserem da wären!"

Ich nahm mein Buch und verabschiedete mich.

„Komm nur wieder, wenn du was hast, Studentle," sagte der Meister. „Hast mir den Abend verdorben; aber das tut nichts, 's ist alls einmal ganz gesund."

Ich ging ins Krankenhaus und gab der Tante ihren „Atala".

„Das ist schön!" sprach sie strahlend. „Weißt du, in diesem Buch stecken meine schönsten Erinnerungen — wie welke Blumen, die man manchmal in Büchern findet — nur daß sie nicht welken und kein anderes sie sehen kann. Ich aber muß auf jeder Seite an etwas denken, das in jenen Tagen geschah und getan und gesagt wurde, als ich das Buch zum ersten und zweiten Male las." Sie schlug es auf und sah das Titelblatt und faßte es, wie um es herauszunehmen, und erkannte seltsam betroffen, daß es festsaß. Sie blickte nachdenklich drauf hin und fragte endlich, ohne mich anzuschauen: „Hast du es eingeklebt? — So? — Nun —, dann danke ich dir schön." Sie ließ es sinken und die Hände darauf ruhen und fragte, ob ich in ihrer Wohnung alles in Ordnung getroffen hätte.

„Ja, nur das Bild über dem Bett ist nicht mehr da."

Sie schaute etwas beschämt lächelnd zu mir herüber und antwortete:

„Kein Wunder — das hab ich verkauft."

„Verkauft —? Du hast es doch so gern gehabt!"

„Gewiß! aber ich wußte eine Dame, eine liebe Freundin, die es mir schon lange gern abgekauft hätte; der

schrieb ich, nun sei es so weit, nun könnte sie es haben, ich brauche es nicht mehr. Und darum hab ich nun so viel Geld und kann noch ein wenig verschwenden."

„Du brauchst es nicht mehr? Wieso?"

„Nun — weil ich nicht mehr in die Wohnung komme."

Ich fing an, zu verstehen, ich betrachtete sie hilflos, während mir eine Schwäche warm den ganzen Leib durchprickelte.

„Aber Kind!" sagte sie beruhigend, „dieses Leben nimmt doch einmal ein Ende, das ist ja eine unserer ersten Erfahrungen.

Jetzt bin ich an der Reihe; das dauert noch eine Zeit, aber ich weiß es und sträube mich nicht."

„Aber Tante, du bist doch ganz gesund! einen Unfall kann jeder haben und überstehen."

„Seit vielen Jahren bin ich täglich mehrere Male auf den Stuhl gestiegen, um das Oberlicht auf- und zuzumachen, hatte auch wohl einmal einen unsicheren Tag, schwankte oben und mußte abspringen, diesmal aber plumste ich wie ein Sack, wie etwas Lebloses hin, ohne Widerstand, und der Grund dafür kann nur sein, daß irgendwo in mir das Leben aufgehört und der Tod angefangen hat. Als ich dalag, in Schmerz und Betäubung, war auch mein erster Gedanke: jetzt geht

es zu Ende! bleib ruhig liegen, mach keinen Lärm, mach es für dich ab! mögen sie dich morgen finden! Aber als ich mich von dem Schrecken erholt hatte, merkte ich, daß es noch nicht so weit sei, und ich rief.

Ich bin mein ganzes Leben gesund gewesen, und es geht mir wie meinem Vater, der auch nie krank war und der starb, als seine Kraft sich aufzehrte, und wie meiner Großmutter und dem Großvater und dem Urgroßvater. Wir leben und wir sterben, krank sind wir nicht. Und guck mich jetzt nur nicht so trübselig an! das Sterben ist eine ebenso schöne Sache wie das Leben! Wem vor dem Tode angst wird, dem ist vielleicht niemals vor seinem Leben angst gewesen — eines so schlimm wie das andere. — Hast du mir eben nicht den ‚Atala' gebracht — den Titel festgeklebt, nachdem er fünfzig Jahre als fliegendes Blatt darin lag? Seit ich es, zwar ohne Absicht, aber in einer häßlichen Regung, herausriß — Großmutter schenkte mir daraufhin das Buch, sie pflegte so zu strafen —, seitdem ließ ich das Blatt absichtlich so, als Hilfsmittel für meine Erziehung — und nun ist es wieder fest! Glaubst du, solch eine Veränderung sei ohne Bedeutung? — Ich brauche es nicht mehr, wie ich das Bild nicht mehr brauche, an dessen Ver-

kauf ich sonst nie gedacht habe —, wie ich auch die Heiligen nicht mehr brauche."

„Tante, wenn nun aber heute statt meiner meine Schwester zu dir gekommen wäre und dir das Buch geholt hätte — die hätte das Blatt nicht eingeklebt!"

„Ja; aber sie ist nicht gekommen, und ich hätte sie nicht geschickt. Übrigens handelt es sich nicht um das Blatt, sondern um die Bedeutung, und die kann sich der verschiedensten Einkleidungen bedienen."

Ich hörte sonst wie die meisten Kinder von nichts lieber als von geheimnisvollen Mächten und Beziehungen, von Schicksal und Vorbedeutung; nun aber wollte ich es nicht gelten lassen, ich blickte sie lächelnd an und schüttelte leise den Kopf, sie lächelte und nickte einige Male. Dann gab sie mir die Hand, dankte mir und bat mich, sie allein zu lassen, damit sie vor der Dämmerung noch ein wenig lesen könnte.

Meine nächsten Besuche waren kurz, zum Teil hatte ich nur Zeit, nach ihr zu sehen, oder ihr etwas zu bringen, zum Teil fand ich anderen Besuch bei ihr und ging darum bald wieder. Einmal auch traf ich sie, wie sie von einer Schwester unterstützt auf glänzend schwarzen Krücken mühsam durch das Zimmer tastete. Ich setzte mich und beklemmt, beelendet und doch neugierig sah ich ihrer Qual zu, dem entformten Körper, den hinaufgezerrten Schultern, dem dazwischen krampfhaft vorwärtsgesenkten Kopf mit dem unsicher stierenden Blick, dem lahmen Vorsetzen der glatten Krücken, dem schwerfälligen, rückenden Nachschieben des Körpers. Sooft ich ihr ins Gesicht sehen konnte, blickte sie mich rasch an, mit einem ganz jungen beschämt lächelnden Blick, als habe sie mir etwas abzubitten, dann bewegte sie sich weiter, und meine Gedanken suchten nach dem unbekannten, unheimlichen Insekt, an das ihre Haltung und Bewegung mich gemahnte.

Nachher wieder auf dem Bett liegend, nachdem auch die Schwester uns verlassen hatte, klagte sie darüber, daß die Ärzte, die ihr nicht helfen könnten, statt zu lindern, sie nur noch plagten. Sie habe manchmal das abscheuliche Gefühl, daß man ihren Angaben über ihr Befinden einfach nicht glaube, weil man keinen

Reim darauf wisse. Jetzt habe der Arzt befohlen, daß sie an Krücken gehen lerne, um dem kranken Bein die Beweglichkeit zu erhalten; sie müsse aber, um sich überhaupt bewegen zu können, das kranke Bein anziehen und ganz ausschalten; denn auch beim behutsamsten Auftreten werde sie von einem entkräftenden Schmerze durchzuckt. Und wenn sie wie eben eine kleine Übung mit dem gesunden Bein gemacht habe, sei sie erschöpft wie noch nie in ihrem Leben — trotzdem sie doch jetzt bessere Kost und Pflege habe als je. Ihre Bestimmung sei nicht mehr, zu gehen. Mit jedem Schritt, den sie versuche, verschwende sie gänzlich zwecklos, keinem Menschen zu Nutz oder Freude, einen Teil ihres letzten Kraftrestes. Das sei ihr ein Frevel, und doch könne sie sich dem Frevel nicht entziehen, müsse noch mithelfen, wenn sie nicht undankbar, träge und pflichtlos erscheinen wolle. Und so bat sie mich denn auch, künftig öfter, wenigstens auf fünf Minuten zu ihr zu kommen, um ihr beim Gehversuch beizustehen; die Schwester habe manchmal nicht Zeit, vergesse es wohl auch.

Als ich aber ein paar Tage darauf zu diesem Zwecke bei ihr eintrat, da hatte sie die Krücken am Fußende ihres Bettes rechts und links zwischen Holz und Matratze

gesteckt, ein Umschlagetuch darüber gehängt und sich mit dieser leichten spanischen Wand gegen den sonnigen Widerschein eines fernen weißen Hauses geschützt, und vom Gehen wollte sie nichts mehr wissen. Sie habe es sich überlegt, sagte sie. Sich zwecklos selbst zu schädigen, im entferntesten Grade Selbstmord zu verüben, sei ihrer Natur fremd. Der Gedanke, daß sie, die immer tätig gewesen sei und sich nie geschont habe, nun in der Stunde des Absterbens, aus Scheu vor törichter Meinung und Nachrede eine frevelhafte Komödie spiele, habe ihr keine Ruhe mehr gelassen, sie habe sich entschieden und dem Arzt erklärt, sie fühle die schädliche Wirkung der Gehübungen so klar, daß sie sich nicht mehr dazu hergeben werde; er solle sie doch ruhig sterben lassen. „Sterben —?“ habe er geantwortet, „Herz, Lunge, Magen, alles tadellos! ich wollt, ich wäre so gesund wie Sie!“ und sie habe ihm darauf geraten, dann sollte er nur rasch sein Testament machen. Nun habe sie den Krücken eine andere Verwendung erfunden zum sichtbaren Zeichen des Protestes.

Und eines Tages, als ich Zeit hatte, sagte sie:

„Setz dich bequem her! Ich will dir heute von meinen Großeltern erzählen. Seit ich es dir versprach, muß ich viel daran denken. Ich habe manches vergessen, bringe aber die Hauptsache noch zusammen. Ich war achtzehn Jahre und sehr unglücklich, weil es mit mir und einem Jugendfreunde nichts werden konnte; ich hielt nun das Leben für verspielt und jeden weiteren Atemzug für unwürdig, und Großmutter, zu der wir mit allem gelaufen kamen — Mutter war zu ungeduldig —, Großmutter hatte ihre Not mit mir. Da erzählte sie mir eines Abends, um mich abzulenken und zu beruhigen, ihre eigene Geschichte, besonders aber, um mir zu zeigen, daß es mit dem Gernhaben nicht getan sei.

Dein Urgroßvater hieß Josef, wie der Kaiser, und war der zweite Sohn eines Oberleutnants der Artillerie in Brünn. Sein Vater hatte in einer der siegreichen Schlachten gegen Friedrich den Großen, ich glaube bei Kolin, das Bein, aber nichts von seiner Lebenskraft und -lust verloren. Er lachte, wenn er erzählte, wie teuer die Preußen sein Bein bezahlt hätten; denn hinter einem Eichenwäldchen lauernd hatte er mitgeholfen, unvermutet die preußische Kavallerie zu-

sammenzukartätschen. Nur daß er so etwas nicht mehr mitmachen konnte, tat ihm leid; er hätte gern auch noch das andere Bein für so eine Affäre gegeben. Er fand trotz seinem Stelzfuß noch eine schöne und begüterte Frau und konnte nun wieder behaglich und freigebig leben; denn sein ererbtes Vermögen war im Laufe seiner Offiziersjahre weggeschmolzen. Er blieb in seiner früheren Garnison wohnen und baute sich ein schönes und geräumiges Haus; er war auch Ingenieur und verstand sich auf alles.

Er hatte zwei Söhne, Franz und Josef. Der ältere war von derselben unbefangenen Lebensfreude wie der Vater und wuchs mit der Zeit ganz von selbst in dessen Führung und Ansichten hinein; Josef war zurückhaltend, wählerisch, nachdenklich, schwer zu lenken und konnte es dem Vater eigentlich nur in der Musik ganz recht machen; der alte Herr war nämlich ein leidenschaftlicher Quartettspieler und fand in dem Sohn schon frühzeitig einen guten Partner. Als die Söhne in die Jahre kamen, traten beide in das Heer ein, in das frühere Regiment des Vaters; aber nur Franz blieb dabei und fiel später im Kampf gegen Napoleon. Josef gab nach einiger Zeit den Militärdienst wieder auf; er war mehr aus Herkommen und aus Verlegen-

heit um einen Beruf eingetreten als aus innerer Lust dazu.

Nun wußte er freilich auch noch nicht, was weiter. Er blieb geraume Zeit zu Hause und vergrub sich in Bücher und reinigte sich in Musik von der für ihn zwecklosen und darum unentschuldbaren Roheit des Militärwesens. In ihm war die Jugend, die von den Ideen Rousseaus begeistert und beschwert ihren Weg suchte zu einem neuen, der Natur und ihrer Unschuld treuen Menschen und zu einer nicht dem Gelüste, sondern dem Adel der menschlichen Natur entsprechenden Welt. Als tätiger, unternehmungslustiger Jüngling war er eines Tages so weit, daß er der schwärmerischen Sehnsucht nach der Einfachheit und reinen Ursprünglichkeit des Lebens genugtun mußte, er beschloß, aufs Land zu gehen und sich dort ein Dasein zu gründen. Mit den Ideen und Antrieben war der Vater zwar gar nicht einverstanden, doch gefiel ihm die Aussicht auf einen Gutsbesitz nicht übel, und die Mittel dafür waren ja noch vorhanden; er verhalf dem Sohne dazu, daß er als Eleve auf dem Gut eines tüchtigen Landwirtes aufgenommen wurde, eines seiner weiter im Lande wohnenden Logenbrüder.

Als Josef am Morgen nach seiner Ankunft dort in der Frühe nach den Ställen ging, sah er einige Mägde wichtig beieinander stehen und dann heimlich ums Haus in den Garten huschen, und erfuhr, daß sie der Tochter des Hauses zum Abschied ins Kloster ein Ständchen singen wollten. Das bewegte ihn seltsam. Er war unzufrieden damit, daß so ein junges Wesen, schön, wie er hörte, und von feiner Art, auf die Welt verzichten wollte, ohne sie kennenzulernen, er bewunderte die einer so großen, unwiderruflichen Entscheidung fähige Ruhe und Sicherheit und schämte sich daneben in seiner suchenden Unentschlossenheit. Er war so ergriffen, daß er nach seiner Geige lief, sich zu den Mägden im Garten gesellte, ihren klagenden slawischen Gesang begleitete und, als sie fertig waren, noch ein Stück spielte, das ihm gerade einfiel.

Als sie nun schwiegen, wurde im oberen Stockwerk ein Fenster geöffnet, durch den Spalt der grünen Läden kam eine kleine, weiße Hand und ein Stückchen weißen Armes heraus, die Hand winkte dreimal wie ein Fächerschlag oder ein weißer Schmetterlingsflügel und zog sich wieder zurück. Der Laden klappte wieder zu, die Mägde brachen in vergnügtes Lachen aus und entfernten sich mit zufriedenem Geschwätz.

Zu Gesichte bekam er die Tochter des Hauses erst bei ihrer Abfahrt. Als alle Hofleute sich um den bereiten Wagen sammelten, stellte auch er sich dazu und sah nun ein mittelgroßes, schlankes Mädchen hell und heiter gekleidet aus dem Hause kommen und von den nacheinander auf sie zutretenden Knechten und Mägden Abschied nehmen. Dann stand sie und blickte suchend über die Leute hin, bis ihre Augen, die graublau waren und in muschelförmigen Höhlen lagen, den Josef faßten. Sie ging durch die andern zu ihm hin, sprach:

„Sie sind der Geiger von heute früh? — Das war sehr — schön!“ und bei „sehr“ und „schön“ schüttelte und drückte sie ihm die Hand und fühlte sich so rot werden, als könnte die Röte nie mehr erlöschen.

„Ja —“ erwiderte er, „wenn man zur Überraschung spielt und niemand was Rechtes erwartet, dann geht's immer glänzend.“

„Mein Klavier —“ fuhr sie rasch fort, um über ihr ärgerliches Erröten wegzukommen, „mein Klavier möchte ich Ihnen empfehlen, wenn Sie sich darauf verstehen oder es lernen wollen. Es tat mir schon immer leid, wenn ich daran dachte, wie verlassen und kalt es stehen wird.“

„Gern," antwortete er, ohne recht gehört zu haben; er überblickte sie von den zarten, hochgestöckelten Schuhen bis zu dem blumen- und bändergeschmückten Hut, unter dem hervor wohlgedrehte nußbraune Locken auf die weißen Schultern fielen, und sprach verwundert:

„Sie sehen aus, als gingen Sie zu einer lebenslustigen Freundin zu Besuch oder auf ein Fest — und nicht —"

„Ja, dürfte ich denn, wenn ich anders aussähe?!" entgegnete sie und lächelte, etwas überlegen in ihrem beruhigten Entschluß.

„Warum nicht? Wir tun auch, was uns schwer wird, dürfen und müssen es!"

„Wer bestreitet denn, daß es mir schwer geworden sei?"

„Ihre seidenen Schühchen, Ihr rosenüberregnetes Kleid, Ihre schönen Locken — die an keine Trennung denken!"

„All das sagt doch, daß ich es zu schätzen weiß!" Sie faßte eine Locke zwischen zwei Fingern, zog sie in die Länge, betrachtete sie, schräg den Kopf neigend, ließ sie wieder zurückschnellen und sagte: „Warum soll sie nicht schön sein, solange sie dafür gilt?! Ich weiß, was ich aufgebe; aber — was mir bevorsteht, weiß ich hier so wenig wie dort, hier noch weniger

als dort!" Sie machte eine leichte Handbewegung zum Hoftor hinaus.

„Uns —" entgegnete er, „uns Buben würde das ‚weniger' an Gewißheit und ‚mehr' an Möglichkeit verlocken; aber — Gott lasse Sie finden, was Ihnen Genüge tut!"

Sie schüttelte den Kopf und sprach:

„Die Dinge sind immer da, nicht nur zur Genüge, im Überfluß; das Genügetun ist wohl unsere Aufgabe — und Schwäche. Leben Sie wohl und lassen Sie sich's gefallen hier in meiner Heimat!"

Sie ging zum Wagen, in dem ihre Mutter schon saß, ließ sich ein Tuch umlegen und nahm Platz; dann fuhr der Wagen unter Rufen und Winken ab und zum Tor hinaus, und junge Mädchen rannten noch ein gutes Stück wie Hunde nebenher.

War Josef zunächst durch die frühe Entschlossenheit und Entscheidung des Mädchens betroffen und erregt worden, so blieb sein Denken auf die Dauer dadurch in Anspruch genommen und wach, daß sie sich einem religiösen Leben widmete, daß sie kühn und hart sich mit einem Gelübde an den sonst so unsicheren Drang, Christo nachzufolgen, festband und sich so

zwang, bei Vermeidung eines zwecklosen Lebensverzichtes, aus der Sehnsucht und dem Aufschwung der besten Stunden das unerbittliche Gesetz des täglichen Lebens zu machen. Zwar hörte er bald, daß sie nicht aus ursprünglichem Triebe Nonne werde, sondern auf Wunsch der Eltern, um durch Verzicht auf ihr Erbteil dem Bruder die Übernahme des Gutes zu ermöglichen, und er verwarf ihre Selbstlosigkeit, als ob er selbst der begünstigte Bruder wäre; aber die religiöse Bedeutung, den Weg und das Ziel ihres Schrittes sah er dadurch nicht beeinträchtigt. Er hatte sich bisher über die Religion wenig Gedanken gemacht, sie vielmehr als eine wunderschöne Sache rücksichtsvoll auf sich beruhen lassen; nun stand sie plötzlich fragend, verwirrend, fordernd vor ihm, nun zog sie manchmal seinen Geist von allem übrigen weg und in halbbewußte Selbstgespräche und Flutungen hinein und entließ ihn hilflos und traurig.

Er verschaffte sich eine Bibel und las das Evangelium.

Bald ging ihm die Lehre Christi ein wie ein verheißenes Glück, etwas längst Erwartetes und Verwandtes, und beruhigte, durchwärmte und öffnete ihn für alles andere, bald glitt sie kältend und trübselig an ihm

ab wie Regen an einer Fensterscheibe, oder setzte sich auf alles in ihm wie Staub auf Blätter und Blüten, oder trocknete und vermeuchelte die Luft um ihn, daß kein Atem mehr war und das Leben ein Abscheu wurde — bald auch wieder war er so beseligt und beschwingt, seiner Schwere entrissen und enthoben, so neuer und süßer Kräfte mächtig, daß ihn verlangte, sich diesen Kräften zu überlassen und mit ihnen ein neues Gebiet der Seele zu erstürmen — wie uns auf der Schaukel im höchsten Schwunge wohl die Wonne ankommt, den Halt loszulassen und mit diesem Schwunge weiterzufliegen, von der Erde hinweg in eine andere Schicht des Lebens hinaus.

Doch waren davon seine Tage und Betätigungen nicht bestimmt oder gefärbt; er stand und drehte sich in einer großen Wirtschaft, die den ganzen Mann verlangte, und hatte nur selten den Zug und noch seltener Zeit, dem verborgenen Rinnen und Spinnen nachzuspüren und Weg zu machen. Er gab sich eifrig seiner neuen Tätigkeit hin, wurde dem Gutsherrn ein lieber und wertvoller Gehilfe und bei den Leuten gern gesehen, obschon sie ihm die Eigenheit nachsagten, daß er gelegentlich abends ganz brüderlich und vertraut sein konnte und am andern Morgen wieder fern=

gerückt war, als wären statt einer Nacht abkühlende Jahre dazwischen gekommen.

Er fühlte sich wohl in der belebten Einsamkeit des Gutes und in der elementaren Gebundenheit des Landlebens, freute sich der eigentümlichen Kenntnisse und Erfahrungen, fand aber für sich nur Beschäftigung und keine Arbeit. Daß er am Anfang bei aller ungeteilten Hingebung das Aufgehen in seiner Pflicht und Tätigkeit vermißte, das wunderte den Neuling nicht sehr; er erwartete es von der genaueren Bekanntschaft, vom Vertrautwerden mit dem neuen Wesen. Aber wie in den ersten Wochen, so hatte er auch späterhin, und je später umso empfindlicher, das Gefühl, er tue, was er tue, nur in freundschaftlicher Vertretung eines andern, gerade Verhinderten, nicht aber als eigene Aufgabe, und auch nach dem beschwerlichsten und erfreulichsten Arbeitstag war ihm, als habe er nichts getan und sich nur die Zeit vertrieben, und war im Herzen weniger mit sich zufrieden als früher, wenn er einen Tag verträumt oder verbummelt hatte. Manchmal machte er sich den Vorwurf, daß er eines andern Arbeit tue, um seine eigene nicht suchen zu müssen. Dies war der innerste Grund; der unmittelbare Anstoß aber zum Aufgeben dieser

Tätigkeit war ein anderer. Er hatte sich auf das Land begeben nicht nur in der Erwartung eines natürlichen Berufes, besonders auch in der Sehnsucht nach unverdorben natürlichen Menschen, urväterlich unschuldigen Verhältnissen unter diesen kindlichen, treuherzigen Wesen und mit der Hoffnung, sich in diese reine Welt irgendwo hineindienen und da einen klaren, gleichmäßigen Lebensfaden mitspinnen zu können. Er fand aber Menschen, wie er sie vorher auch gekannt hatte mit anderer Tätigkeit, anderen Sitten und anderen Kleidern, gut und tückisch, herrisch und knechtisch, selbstlos und undankbar hier wie dort, und wenn er einmal Adam und Eva im Paradiese traf oder Philemon und Baucis, dann mußte er sich gestehen, daß er ihnen da und dort in der Stadt auch schon begegnet sei. Auf dem Lande aber, da es nun doch einmal die Heimat der gefühlsseligen Träume der Zeit und seines Herzens war, mußte ihn alles Unerfreuliche doppelt widrig treffen; die Versäumnis der Möglichkeit erschien ihm fast als Bosheit, der Druck des Herrn auf den gutmütigen Knecht, die Ausnutzung dieses durch jenen erschien ihm als gleich unverzeihliche Schuld beider. Er sah für seine Kräfte nur die Möglichkeit, etwa auf so viel Grund zu leben, als er und eine

Familie ohne große Hilfe umtreiben könnte, in diesem einfachen tätigen Leben nach innen und außen die Gestaltung und Ausprägung seines Inbildes zu versuchen und das übrige größeren Kräften anheimzustellen — wenn er im Landbau sein Genüge gefunden hätte. Nach zwei Jahren überraschte er den Gutsherrn, der schon einen tüchtigen Landwirt in ihm heranwachsen sah, durch den Entschluß, das Gut zu verlassen und zu einer neuen Selbstprüfung heimzukehren.

Man hatte ihn liebgewonnen, verlor ihn ungern und bewahrte ihm die Zuneigung.

Tiefer erstaunte man zu Hause, als er nun wieder ankam, breiter und stärker, erfahrener, ruhig und sicher und doch wieder auf demselben Punkte wie vordem, ja, wie vor seinem Eintritt in das Regiment.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte:

„Wo soll das hinaus? Träumen und Unentschlossenheit muß doch einmal aufhören!“

„Es soll auf einen Beruf hinaus,“ erwiderte der Sohn, „es muß einen geben, zu dem ich gemacht bin — oder ich muß ihn erfinden. Ich habe vielleicht noch vierzig oder fünfzig Jahre vor mir und meiner Arbeit: ich möchte ein Ziel haben, das so viel Zeit

und Arbeit wert ist, und möchte mit mir einig werden."

„Es gibt mehr Berufe, als du durchprobieren kannst!" entgegnete der Vater. „Wer ein wenig begabt ist, kann in den verschiedensten Fächern tüchtig werden; aber er muß sich für eines entscheiden und bei der Stange bleiben, nicht bei jeder neuen Lockung wieder abschwenken."

„Es liegt mir eben nichts daran, in irgendeinem Fache tüchtig zu werden," sagte Josef; „ich habe jetzt schon gemerkt, daß das nicht allzu schwierig ist; ich möchte in meinem, von der Natur mir zugewiesenen Fache tätig sein!"

„Welches ist denn das?" fragte der Vater.

„Ich weiß es nicht; sonst wäre es ja einfach."

„Wenn wir nun nicht die Mittel hätten, dann könntest du doch auch nicht so herumexperimentieren!"

„Wir haben aber die Mittel!"

„Wenn ich sie dir aber sperre —?"

„Das kann ich mir nicht denken."

„Na, hoffentlich!" rief der Vater lachend, „da sind wir doch glücklich auch in etwas gleicher Meinung. Also — was hast du nun vor?"

„Wenn Sie erlauben, will ich einige Zeit zu Hause

bleiben, einige Bücher studieren, mich umsehen und ein wenig Musik machen, denn darin bin ich draußen im Rückstand geblieben. Sehen Sie meine Hände!" und er zeigte, wie schwer und schwielig sie waren.

„Was meinst du, Deli?" fragte der Vater, indem er den Sohn der Mutter hinschob, „wollen wir den Buben behalten, wenn er mit solchen Pratzen ankommt? Lassen die sich noch einmal weichkochen?"

Die Mutter war glücklich, daß endlich das Verhör ein Ende nahm, drückte den Sohn an sich, ergriff seine harte Hand und legte ihre Wange hinein.

Er blieb nun geraume Zeit zu Hause.

Der Vater liebte es, seine Söhne um sich zu haben, mit ihnen zu promenieren, im Kaffee- und Weinhaus zu sitzen, kameradschaftlich mit ihnen zu leben, und sah sich nun sehr enttäuscht, als Josef an diesem äußern Verkehr nur noch selten und gezwungen teilnahm, vielmehr zu Hause hinter den Büchern saß, die Bekanntschaft einiger nachdenklicher Leute und Geistlichen suchte, und ihm eigentlich nur noch vor dem Notenpult stillhielt; manchmal im Ärger nannte er ihn den Feldpfaffen. Die Religion, die den jungen Mann bei seiner Ankunft auf dem Gute zum erstenmal

als unmittelbar bestimmende Macht angeblickt und die ganze Zeit hindurch seine Wege und Gedanken, wenn auch in wartender Entfernung, begleitet hatte, umringte ihn nun, wo er von Geschäften frei war, vollständig. Alsbald wußte er, daß hier eine Aufgabe sei, vor deren Bewältigung er an neue Berufswahl nicht werde denken können, und er bemühte sich ohne Zögern um alle erreichbaren Helfer und Hilfsmittel. Tage und Nächte lang saß er und las für und wider, er hörte die Predigten ernster Prediger, er besprach sich und stritt mit Gelehrten und Ungelehrten, mit Geistlichen und Laien: aber alle Bekenntnisschriften und Unterscheidungsstreitigkeiten und Deutungen, Dogmatik, Exegese und Hodegetik brachten ihn nur so viel weiter, als er sie hinter sich brachte. Unberührt von Dogma und Kritik stand für ihn immer wieder die Gestalt Christi da und die Frage: kann — also muß ich ihm nachfolgen?

Er fühlte sich von Christus unablösbar ergriffen; aber als ein unablösbarer Teil der Welt widerstrebte er dem Zuge, sich und die Welt jenem hinzugeben, sich und die Welt, sei es auch zu einem andern Dasein, jenem zu opfern. Gern wollte er, wie die Erde im Schein der Sonne gedeiht und kümmert, im Scheine

Christi leben und sterben: aber Christi Gebot: „Gib alles auf und folge mir nach!“ war ihm entgegen wie der Gedanke, in dankbarer Hingebung an die Sonne sich unter ein Brennglas zu setzen und sich verzehren zu lassen. Christus bezwang ihn, aber Christi Gebot bezwang ihn nicht; davon auch bezwungen zu werden, war aber seine Sehnsucht, dahin ging seine Arbeit. Er liebte die Erde und das Erdenleben und empfand es mit allen Sinnen. Seit er die Natur auf dem Lande mittätig kennengelernt hatte, fühlte er sich heiterer, hilfreicher, selbstloser, besser geworden. Wenn er ein Bild oder Bauwerk sah, ein Buch las, eine Musik hörte oder spielte, so fühlte er sich seiner Schwächen und Fehler ledig, nur noch seine edelsten Kräfte in sich lebendig, nur noch die reinsten Säfte zu seinem Aufbau tätig: war das geringere Wirkung, weniger wert als der Eindruck und das Beispiel einer guten oder frommen Tat? War all das „Reichtum“, den man den Armen geben muß, um Christo nachfolgen zu können? Und was werden die Armen mit dem Reichtum machen —? — nicht einmal ein Genüge, nur eine Armutei! Aber — gleichgültig, was sie mit seinem Geschenke machen! es handelt sich zunächst um ihn, um seine Seele; darum, daß diese Seele nicht im Zufall herumirrt, daß

sie ihre eigene Haltung, Wege und Ziele findet! Ist sie ihrer Sache erst gewiß, dann kann sie ja hingehen, muß sie hingehen und den Armen ihren Reichtum zeigen.

Bei dem Gedanken, daß nicht nur Geld und Gut, sondern auch was er für Reichtum hielt, Kunst und Forschung, von Christo verworfen sei, fühlte er sich in seinem ganzen Wuchs bis in die Wurzel hinein erschüttert; denn sein Verlangen, ein vollkommener Christ zu werden und Vollkommenes zu tun, kam nicht tiefer heraus als sein Verlangen, Vollkommenes zu hören, zu sehen und zu denken. Christus war an der Kunst, die ihn umgab, teilnahmslos, also abweisend, vorbeigegangen — wenn Josef, was von Kunst und Wissen in ihm wuchs und wirkte, wegwerfen oder vernichten wollte — hätte er noch daran denken können, ein vollkommener Mensch zu werden? wäre er nicht verstümmelt und halbiert, würde er als nur noch frommes Wesen nicht aussehen wie ein Kopf auf armlosem Rumpf auf einem Bein hüpfend —?! würde er Gott so unter die Augen treten können?

Es mußte eine Möglichkeit geben, mit aller Fülle und Kraft der menschlichen Gaben das christliche Ziel wenn nicht leichter, doch um so vollkommener zu er-

reichen! So kam er auf den Gottesstaat. Die Gemeinschaft der Heiligen hatte sich ja eine Burg gebaut, eine Arche, um für das Erdenleben Heimat, Schutz und Regel zu haben, die Kirche. In der Kirche erwarb keiner etwas für sich, besaß keiner etwas, er arbeitete für die Gesamtheit, baute mit an der Herberge der Zeiten, in ihr konnten alle Gaben eines christwilligen Menschen sich von Selbstsucht und auch der letzten Eitelkeit befreien und zu reinen fördernden Kräften der Bestimmung werden —

Was er nun auf einmal geraden Weges vor sich sah, das war so verschieden von dem, was ihn zum Austritt aus dem Heer bestimmt, was ihn noch vor kurzem gelockt hatte, daß er bestürzt stille hielt, sich prüfte und den in der Ferne emFordrohenden Kirchenburgbau prüfte, ob er nicht durch Herauslockerung eines Steines zum Einsturz zu bringen wäre. Denn das fühlte er im ersten Anblick mit der Schwere einer unbarmherzigen Entscheidung, daß er seinen Gedanken nach handeln, daß er, wenn die Kirche da vorn vor seinen Augen so stehen bliebe, eintreten und die Tür hinter sich zuschlagen müßte.

Wochen-, monatelang dachte er dasselbe. Er blieb nicht bei seinem einseitigen Verkehr, er gab nun

all seinen Neigungen und Freuden freien Spielraum, wie man im Frühjahr das Vieh auf die Weide läßt und sich an seinen Sprüngen ergötzt; er setzte sich dem Umgang der verschiedensten Menschenklassen und -arten aus, um seine Gedanken in jedem Feuer und jeder Kälte zu prüfen, und dachte immer dasselbe. Er wurde still, einsam, in jeder Umgebung traurig. Er fühlte seinen Widerstand gegen Christus schwächer werden, konnte aber nicht froh darüber sein. Die Verheißungen, Himmel und Hölle, Verdammnis und ewiges Leben bewegten ihn nicht; was ihn nicht ruhen ließ, war der Ruf, der zu werden, der er sein sollte und konnte. Nach dem höchsten Vorbilde der zu werden, dazu mußte er aufgeben, was er mit Ernst und Freude bisher gewesen war und in sich gesammelt hatte, er mußte das Sterben in sich nicht nur geschehen lassen, erleben, sondern wollen und tun, und der Schmerz machte ihn starr, trieb ihn um, verschloß ihm den Mund.

So fand er sich eines Abends im Glanz erleuchteter Zimmer neben einem Spieltische, daran sein Vater mit andern Herren saß.

Er stand da wie in der Hitze eines Ofens.

Er starrte auf den Tisch und auf die Hände der Spieler — und starrte einem Lichtschimmer nach,

über den Tisch weg und auf dem Parkettboden hin, durch das andere Zimmer und das folgende — und hörte den Lärm, Stimmen, Klappern, Klirren und Klingen, Klatschen — und wanderte mit einem unlängst gedachten Gedanken an dem Bach unter den Bäumen hin, wo er ihn bekommen hatte, und prüfte ihn wieder, wieder in das klar durch Schatten und Sonne strömende Wasser blickend — da fühlte er seine Hand von der warmen, leichten Hand seines Vaters gefaßt und hörte:

„Komm, Sepp, hier! Spiele! Gewinne oder verliere und mache dir einmal ein anderes Feuer an!" und sah den Vater in die Tasche greifen und ihm die Hand mit Gold- und Silberstücken füllen. Der Ton des Vaters war so teilnehmend und die Wärme seiner Hände so gesund und herzlich, daß der Sohn Mühe hatte, nicht in lautes Weinen auszubrechen; er hielt das Geld eine Weile in der hohlen Hand vor sich hin und sah benommen dran vorbei, dann beugte er sich hinab, ergriff die Hand des Vaters, küßte sie, schüttete die Münzen auf den Tisch und sprach:

„Verzeihen Sie mir! Das Gewinnen würde mich nicht freuen, das Verlieren nicht kränken. Aber — ich spiele auf meine Weise auch, wie ich da stehe."

„O du Pfaffe!" sagte der Vater, seufzend und kopfschüttelnd, „wenn du nicht so gut geigtest, würde ich sagen: warum gehst du nicht ins Kloster!" und wandte sich wieder den wartenden Mitspielern zu.

Der Sohn horchte und sah betroffen den Vater eine Weile an, dann beugte er sich noch einmal zu ihm hinab und sprach:

„Sie haben recht, Sie haben recht — und wenn ich schon geige!"

Der Vater warf den Kopf auf und sah ihn groß und fragend an. Josef nickte zweimal, schwach und langsam, aber es wirkte umso nachdrücklicher. Da wurde der Blick des Alten traurig und starr in einem hilflosen Kopfschütteln. Noch einmal nickte der Sohn leise, der Vater schüttelte den Kopf, hob ein wenig die Hand und ließ sie wieder zurückfallen, dann drehte er sich mit einem Rucke weg und eifrig dem Spiele zu, dem und dessen Lärm er einen Augenblick vollständig enthoben gewesen war.

Es dauerte kein halbes Jahr, und Josef war wirklich in ein Kloster eingetreten, in einen der Betrachtung und dem erbaulichen Leben gewidmeten Orden.

Nun, die in dem Kloster geübte Betrachtung ge-

mahnte ihn bald an den braven Tiefsinn einer auf fetter Weide liegenden, hingebungsvoll wiederkäuenden Kuh; und vom erbaulichen Leben gab ihm gleich der zweite Tag eine Probe: ein Bruder hatte einem andern die Innenseite der Sandalen mit Glasscherben verklopft, so daß sie von kleinen, scharfen Spitzen starrten und dem ahnungslos Hineintretenden nach einigen Schritten die Fußsohlen mit unzähligen kleinen Wunden zerschnitten. Der Gefoppte saß, statt in die Frühmesse zu gehen, bei offener Tür in seiner Zelle, suchte sich die Splitter aus den blutenden Sohlen herauszuklauben und fluchte auf die außen zur Messe vorüberziehenden Brüder wie ein Pandur. Und sofort versuchten die einander giftig befehdenden Parteien den Neuling mit Beschlag zu belegen und zu verhetzen.

Zum Glück war sein Pater Lehrmeister ein kluger Mann, erkannte den Ernst und Willen des Novizen, hoffte in ihm eine der Kirche wertvolle Kraft zu erziehen, und ging willig wie ein Echo auf seine Klage und Empörung ein. Alsbald nahm er ihm alles, was etwa noch an ähnlichen Überraschungen bevorstand, durch ausführliche und schicklich übertreibende Schilderung vorweg, riß ihm, nicht ohne Ironie, mit Stumpf und Stiel die Hoffnung aus, im Kloster an-

deres zu finden als böse und gute, jedenfalls arme schwache Menschen, Bosheit und Hilflosigkeit, Rachsucht und Güte aufeinander angewiesener, unausweichlich zusammengepferchter Menschen, geistliche Ohnmacht, in den allermeisten Fällen Versagen der geistlichen Kräfte und völliges Verfehlen des religiösen Zieles — aber eben darum für wahrhaft geistliche Naturen ein unüberwindlich abschreckendes Beispiel, steten Befehl und Sporn, anders zu sein, nie versagenden Reiz der göttlichen Kraft, eine beseligende Zurückdrängung in sich und Hindrängung zu Gott. Man flüchte aus der Welt in die Kirche, aus der Kirche zu Gott. So werde auch er den gesuchten Frieden finden und durch Rückstrahlung auf die bedürftige Kirche und durch diese auf die Menschheit wirksam machen können.

Indem er den Novizen sofort einbezog in ein, wie er versicherte, durch die ganze katholische Christenheit wirkendes geheimes Einverständnis, weniger zur Erneuerung der Kirche, versuchte er, ihm neben das innere Ziel der eigenen Erlösung ein äußeres Ziel zu stellen, seine Kraft und Hingabe an dieses zu binden, dieses von seiner Kraft und Hingabe abhängig zu zeigen. Das gelang, und so war der Wille des jungen Mannes gespalten, der gefährliche Weg der geistigen

und seelischen Kämpfe war nicht mehr die einzige Pflicht und Lockung, das Wirken stand neben dem Werden und konnte, mit behutsamem Verstande gefördert, gelenkt und gedeutet, das Werden vielleicht ganz in sich hineinziehen, bestimmen, zur Ruhe bringen. Er füllte den Geist und die Zeit des jungen Mannes mit Aufgaben der verschiedensten Art, reizte ihn durch ihre Schwierigkeit, demütigte ihn durch ihre Notwendigkeit. Er hieß ihn mit widerwärtigen, bösartigen, seinen reinen Sinn verletzenden Brüdern verkehren und vertraut werden, jede Abneigung unterdrücken, jede Hingebung erzwingen, keine Handlung, kein Wort, ja, endlich keine Regung durch das Verhalten jener andern, sondern in jedem Augenblicke nur durch das Gebot der Nächstenliebe und den unverlierbaren Gleichmut des Guten bestimmen lassen. Er verbot ihm dagegen den begehrten und wertvollen Umgang mit dem oder jenem sympathischen Bruder, gebot ihm dem gegenüber in Werken, Worten und Gedanken empfindungslose Gleichgültigkeit nicht nur zu zeigen, sondern in sich zu erzeugen. Er gab ihm geistliche Übungen von tödlich einförmiger Wiederholung und verlangte auch die letzte Bewegung und den nebensächlichsten Satz ausgefüllt und erwärmt mit der im Herzen rat-

los brennenden Glut des Glaubens. Er belud ihn mit wissenschaftlichen Studien in noch nie betretenen Gebieten, z. B. in der englischen Volkswirtschaft, und wenn der Novize den Kopf schüttelte und wissen wollte, wozu das alles, dann lächelte der hagere Herr mit dem länglichen knochigen Gesicht und den graublonden Lockenbuckeln an den Schläfen, lächelte mit unzugänglichen grauen Blicken und sagte:

„Kinderschule.“

Als aber Josef bescheiden fragte, ob er ab und zu Geige spielen dürfe, wurde er an den Chor gewiesen und bekam den Befehl, zu üben, soviel er nur könne, und seine Gottesgabe aufs höchste auszubilden.

Nun hatte er genug zu tun. Sein Weg war besäet mit Pflichten und kleinen Zielen. Wie Kinder beim Himmel- und Höllespiel nur darauf zu achten haben, daß jeder Schritt und Sprung das richtige Feld trifft, daß kein Feld überhüpft, daß keine Grenzlinie betreten und kein Sprung nach der falschen Seite oder auf dem falschen Fuß ausgeführt werde, und sich nicht um den ferneren Verlauf der Straße kümmern können, so lag ihm nun ob, jeden Schritt mit Bewußtsein zu tun, sich in Reden und Schweigen nie mehr dem Drange zu überlassen, in jedem Augenblick

etwas Bestimmtes zu sollen; und da er ja den Gewinn dieser Erziehung in täglichen Fortschritten bar einstrich und zum großen Teil auch seinem eigenen selbstgewachsenen Trieb nach Ausbildung zugute kommen fühlte, so tröstete er sich darüber, daß ihm sein eigentliches Ziel einstweilen nicht näher, sondern ferner oder fast aus den Augen rückte, und baute darauf, daß er eines Tages, in allen Regungen und Strebungen, allem Können und Wollen umgeordnet und zweckmäßig aufgebaut, das Ziel dicht vor sich wiederfinden werde wie ein erschließbares oder erstürmbares Tor in eine neue Zeit.

So verging das Noviziat.

Aber der Profeß, dem er in Glut und wunderwilliger Erwartung entgegengesehen hatte, brachte ihm nichts; das Herz fühlte seine Inbrunst, seinen Werderausch in gleichgültigen, tausendmal verbrauchten oder mißbrauchten Zeremonien verflackern, hingenommen werden, wie der edelste Becher Wein in einem Bach verschwindet.

Auch weiterhin vergingen die Tage, Wochen, Monate nur wieder als eine von Fallen umstellte, mit Stacheln getriebene, mit Strafen gepeitschte Vorbereitung

— zu welchem Ziele? Er sah die andern (und begriff es aus ihrer Natur) grob dahinleben, gerade das Unumgängliche erfüllen, alle lästigen Gebote umgehen, die Strafen unschädlich machen, wie man die Dornen vom Stiel der Rose wegdrückt; er selbst, der nicht Strafe vermeiden, der unsträflich leben wollte, weil das andere keinen Sinn hatte, er fiel aus einer Strafe in die andere und fand das auch ganz natürlich. Daß aber er nichts anderes vor sich sehen konnte, als was er um sich sah, daß, wie dieser Bruder von vierzig und jener von sechzig Jahren es mit gleicher Lässigkeit weitertrieben bis zu ihrem Tode, so eben schließlich auch er mit Ernst und Hingabe so und immer nur so die Regel weiterleben werde bis zum Tode, dieser Gedanke bohrte an ihm, höhlte ihn aus.

Der Beichtvater verwies ihm seine Ungeduld, verschärfte die Disziplin und verlor allmählich seinen Einfluß. Josef konnte sich nicht auf das Himmelreich vertrösten, noch konnte er sich die Augen verbinden und auf ein unbekanntes Ziel zuführen lassen, er wollte hier auf Erden seinen christlichen besonderen, persönlichen Weg wissen und mit allen wachen Gedanken und Kräften verfolgen. Und eines Tages war ihm eben bewußt, daß er, der dem Vater gegenüber das

Suchen des eigenen Weges mit so großen Worten verfochten hatte, sich hier mit beliebigen anderen eine willkürlich abgesteckte Bahn hintreiben ließ wie eine Schafherde durch einen Hohlweg.

In dieser Zeit starb seine Mutter. Er hatte ihr dadurch, daß er, ihr Liebling, sie für immer verließ, einen großen Schmerz bereiten müssen. Nun hatte er sie nicht mehr gesehen, hätte sie nicht mehr sehen dürfen, auch wenn noch Zeit gewesen wäre, und er mußte sich fragen, ob sein geistlicher Gewinn diesen Verzicht des Herzens aufwöge, jemals aufwiegen könnte.

Ein Klosterbruder zu werden, hatte ihm nie im Sinne gelegen; aus allen Kräften — also auch als Mönch — ein Helfer Christi, ein Miterbauer des Gottesstaates zu werden, das war damals sein Wille gewesen und war's heute noch. Von der Betätigung und Bewährung seines Willens fühlte er sich heute so fern wie vordem, ferner sogar; denn damals hatte er sich ohne weiteres in den Strom gestürzt, um hinüberzuschwimmen, jetzt aber trieb er sich ratlos auf dem Trockenen hin und her, machte Schwimmübungen in der Luft und lernte Wassertreten auf dem Sande.

War er denn noch im Besitze der Kräfte, die er mitgebracht hatte?

Gewiß. Und manche Kraft hatte er geübt und verfeinert. Aber welche war wert, daß er sie zu seinem Amte machte?

Prediger, Seelsorger, Theolog — das war er nicht! Er hätte sich können der Wirtschaft und Verwaltung des Klosters zuwenden, hätte damit etwas leisten und nützen können; aber als Gottesdienst würde er das nicht empfunden haben.

So blieb die Musik. Er hatte sein Geigenspiel entwickelt, sich mit den andern Instrumenten des Orchesters vertraut gemacht — es waren nur Streicher und Holzbläser im Chor — und hatte die Orgel spielen gelernt. Nun in dieser Zeit des Ungenügens und der Prüfung ward er inne, daß sein bisher der Liebhaberei und Pflicht entsprechendes Musizieren ein brennender Begehr, eine zehrende Hingabe geworden war, und, suchend und bereit, konnte er nicht anders als eine Fügung darin erkennen, eine Berufung. Sofort wandten sich nicht nur alle freien Gedanken und unbefriedigt schweifenden Kräfte in diese Richtung, auch der Wille warf sich mit der ganzen Wucht der Entfesselung auf dieses Ziel. Lehrmeister und Prior waren es zufrieden, ihn auf ungefährlichem Gebiet vor Anker gehen zu sehen und nicht mehr mit Fragen,

Zweifeln, Selbstquälereien von ihm belästigt zu werden. Und nun kam eine glückliche Zeit. Das Leben schien ihm nun erst zu beginnen und des pochenden Herzens wert zu werden. Sein Eifer befeuerte auch die andern Brüder des Chors, und oft war ihm, als ob die Freude und Inbrunst ihres Musizierens nun erst diese Pfeiler in die Höhe emporrisse, mit seinem Drang die Gewölbe höbe, mit seiner Glut die Fenster entzündete.

Doch auch das währte nicht ewig. Eines Nachmittags las Josef, wie gewöhnlich bei gutem Wetter, sein Brevier im Garten und ging immer denselben Weg hin und her von einer Mauer zur andern. Im nächsten parallelen Weg, durch Büsche meist verdeckt, lief ein anderer Bruder und konnte sich nicht enthalten, aus dem Brevierlesen heraus ab und zu einem dritten Bruder in einem dritten Parallelweg irgendeinen Stoßseufzer zuzurufen:

„Gelberüben —? pfui deixl!" worauf der andere antwortete:

„Was willst machen?" und dergleichen.

Josef lachte in sich hinein, ließ sich in der Andacht stören und hörte zu. Als er unten beim Umkehren

den an der Gartenmauer hinlaufenden Verbindungsweg entlang sah, erblickte er den Bruder, wie er sich eben bückte, aus einem Busch ein Krügchen langte, sich aufrichtete und zurückbog und, mit blauen Äuglein in den blendenden Sonnenhimmel blinzelnd, den Wein in sich hineingoß, wie er dann in den Krug hineinäugte, ihn prüfend schüttelte und wieder in den Busch stellte. Obwohl an Schweigen gewöhnt, hätte Josef beinahe Prosit gerufen. Er beobachtete weiter, wie die beiden jedesmal, wenn sie hin und her aneinander vorbeigingen, einander Klage und Trost zuteil werden ließen, und wie der Krug auch beim nächsten Zug noch nicht leer wurde. Seine Heiterkeit hielt auf die Dauer nicht an, er setzte sich in Gedanken mit dem Gutschick ernstlich auseinander; als er aber gerade recht erbaulich auf ihn einzureden begann, wurde ihm sein eigenes unchristliches Verhalten bewußt, sein Horchen, sein Lauern, sein Behagen, das Quentchen Schadenfreude im Behagen, und er fiel nun gegen sich selbst aus und über sich selbst her, und predigte sich, hin- und hertrabend, in eine Hitze und Begeisterung hinein, daß er Zeit und Pflichten vergaß und schließlich, von den eigenen Kraftworten erschüttert und zerknirscht, in die Kirche wankte.

Und tagelang brannte er in diesem überraschenden Feuer, blieb er in dieser Predigt befangen. Er wiederholte immer wieder, was ihm gut und wirksam schien, verbesserte oder ersetzte, was ihm mißfiel, suchte nach triftigeren Gründen und Beispielen, nach glühenderen Worten und bewegenderem Tone, er war so besessen, so ungeduldig, daß er sich über jeden neu auftauchenden Gedanken und Stoff, statt ihn zurückzustellen, sofort mit ganzem Eifer herwarf, ihn an sein Thema heranzog, anschmolz oder anflickte. Es war ihm, als hätte er nichts gesagt, wenn er in der einen Predigt nicht alles sagte, und so trug er bald ein unabsehbares, unübersehbar vielverzweigtes Ding von Buß-, Liebes- und Erlösungspredigt in sich herum und ließ sich von ihm verzehren wie von einem Bandwurm. Er empfand natürlich die Ungeheuerlichkeit auch und suchte sich bei Predigern und in Predigtbüchern Anleitung und besseres Vorbild, fand aber in den Regeln, Handgriffen und Beispielen wenig Förderung; denn sie liefen der in ihm drängenden, ihn umtreibenden und erhebenden Möglichkeit gerade zuwider. Er wollte nicht jetzt über das Fasten sprechen, und wenn das vergessen war, über das Beten und, wenn das vergessen war, über das Opfer: er träumte davon, mit einem

Sturm von glühenden, auch das entlegenste Gefühl heransaugenden und entzündenden Worten die Menschen zu fassen, aus ihrer angsthaften Verwurzelung zu lösen, aus ihrer kümmerlichen Zufälligkeit emporzureißen wie aus mürbgewordenen Kleidern und abfallender Rinde, sie zu pressen, zu kneten, durchzuschaffen, bis auch der letzte Winkel und Ausläufer ihres Wesens durchtränkt und durchdrungen war von unerträglichem Verlangen nach Gottes Willen, von Gottes Willen selbst.

Erst war er selig im Schwung und in der Glut seiner neuen Arbeit. Wenn er sich ausgedacht und ausgeredet hatte, so griff er zur Geige oder stieg zur Orgel hinauf und hob sich von dem einen Rausch in den andern. Er fühlte nach der Umwühlung durch die Predigt sein Wesen so gelockert und aufgeschlossen, von aller Schwäche und Sprödigkeit befreit, so einzig in Hinnehmen und Hingeben geordnet, daß er die Musik tiefer als je, bis in die letzten bebenden Fasern empfand und leichter und höher aus sich hinausschleuderte, sich mit der Musik höher aus sich hinaushob, als er früher geahnt hatte. Nun sah er seinen Weg, er fühlte sich erlöst und wiedergeboren, er war sich schon einer in der lobsingenden Schar der Seligen,

die man auf den Bildern des Fra Fiesole sieht. Nun noch eine kurze Zeit der Vorbereitung — und nun verging ja auch die längste Frist im Fluge! — dann zog er von Kloster zu Kloster, von Kirche zu Kirche, rüttelte und brach mit seinem Wort die harten Herzen auf, ging von der Kanzel zur Orgel und aus derselben einenden Glut heraus verführte, band und zwang er die verwirrten, kämpfenden, zerknirschten Herzen mit den überirdischen Stimmen der großen Meister, preßte aus den widerstandslosen Trümmern der Herzen den verschütteten Strom der Seele hervor, bis unter seiner ätherklaren Flut das zerbröckelte vorige Wesen unwiederbringlich versank — —

Aber da ward er mit einem Male inne, daß auch bei ihm selbst das Musizieren nicht ein Nachschwingen und Abklingen, ein Nachspiel der Klärung und Befreiung war, sondern die letzte Steigerung und die Auflösung selbst; — daß er, wenn der Gedanke nicht weiter durchbrechen konnte, wenn das Wort irrte und fröstelte und stammelte, daß er sich dann der Schwäche entzog, den Zauberwagen bestieg und mit Traumeskräften das geahnte Paradies erflog —

Das aber genügte ihm nicht. Und sofort verbot er sich diesen musikalischen Behelf. Der Ruf auf den

einen Weg zum eindeutigen Willen Gottes mußte eindeutig sein!

Wieder wandte er sich mit ungeteilter Kraft seiner Predigtarbeit zu, und bald wunderte er sich nicht mehr darüber, daß ihm an entscheidenden Stellen das Wort versagte; denn es fehlte dort eben auch die Klarheit des Gedankens, die Sicherheit seines Inhaltes, der unangreifbare Glaube.

Der Weg, den er selbst gehen und den andern weisen mußte, den er im Feuer der vergangenen Tage schnurgerade unter seinem Flug hatte liegen sehen, der war zu seinem tiefen Schrecken noch keineswegs bestimmt, nur der Anfangspunkt, der Mensch, war bestimmt und das Ziel, Gott. Wie nun aber die Entfernung zu einem Wege machen? und wie den Weg durch die Welt, Berg und Tal, Wasser und Wüste dermaßen zu „Mensch“ machen, daß der Mensch am Ende in Gott eingehen kann, Gott wird? Denn, wer Christo nachfolgen kann, wer vollkommen werden kann wie der Vater im Himmel, der muß doch Gott werden und sein wie die Dreieinigen! Denn das war's! nicht eines andern Fußtapfen nachtreten, nicht eines andern Willen tun — vollkommen sein, das war's, was Kräfte gab, befeuerte, hinriß; vollkommen in die

Vollkommenheit eingehen, wie ein Ton, ein Part in die Symphonie eingeht, die Symphonie schafft, vollendet und ist!

In einem Taumel flatterte er hin und her, wie ein Ton der Orgel aufschwillt und schweift, in den Gewölben hin- und herirrt und sich totsucht. Und dann befiel ihn eine tiefe Verzagtheit.

Hielt er nicht wieder vor derselben Tür wie vor seinem Entschluß, ins Kloster zu gehen?! Er hatte seitdem neue, weitere und engere Kreise gezogen, nun stand er an demselben Fleck, nur um so viel dem Ziele näher, als er heißer und unnachgiebiger war, es zu erreichen, zum äußersten entschlossener. Wie eine Biene einen blühenden Busch mit ihrem Willen und unablässigen Eifer umspinnt, in jede Blüte, darin sie Nektar wittert, einfällt und verschwindet, so umwebte er die Worte Christi aufs neue mit seiner suchenden Mühe, neue Erleuchtung zu finden und endliche Gewißheit. Liebe Gott über alles! Liebe den Nächsten wie dich selbst! Gib alles auf und folge mir nach! — Das erste war außer Frage: Gott nicht lieben, wäre gewesen, wie nicht leben. — Liebte er den Nächsten wie sich selbst? — Das war schwer zu sagen. Er hatte gelernt, jeden Ruf, den er von andern fühlte, dem

eigenen Trieb und Verlangen vorgehen zu lassen, jedem jederzeit mit aller Güte und Wahrheit sich hinzugeben, wie er's in der letzten Stunde tun müßte. — Was hatte er aufgegeben der Nachfolge zu liebe? — Die Familie von Vater und Mutter, Geschwistern und Verwandten, die künftige Familie von Frau und Kindern; die Welt mit all ihren bekannten und unbekannten Freuden und Schrecken, mit ihrem Ehrgeiz und Kampf; die Freiheit, Gott — und sich selbst — in der Welt zu suchen, so weit die Erde rund ist. — War ihm das schwer geworden? Hatte er viel damit aufgegeben? — Mehr, als wenn er nach Amerika ausgewandert wäre? War nicht jeder Genuß zugleich ein Verzicht auf tausend andere? Und was brauchte er die Erde, um Gott zu suchen, wenn er ihn doch nur in sich suchte! Was war mit all dem Großes getan für die Nachfolge Christi? Warum nahm Christus diesen Verzicht so wichtig? — Mußte der Verzicht mehr enthalten? Was besaß er noch, genoß er noch, konnte er noch von sich abtun?

Die Mühe, zu besitzen, hatte ihm die Kirche abgenommen; aber besaß und genoß er diese neue Heimat darum weniger als vordem sein Vaterhaus? Gehörte das Kloster nicht ihm, wie es über den weit

hinauf- und hinabgedehnten Bachwiesen und Feldern, zwischen seinen Weinbergen, überhöht vom dunklen Wall des Waldes, auf der Talwange lag? Betrachtete er die fruchtbaren Gelände und wohlgehaltenen Gebäude mit weniger Wohlgefallen und Stolz, als wenn er der Eigentümer gewesen wäre? — Nur mit weniger Sorge. Er freute sich mit dem irdischsten Behagen an dem fleißigen Wirtschaftsbetrieb, er war stolz und glücklich über die jahrhunderteher gesammelten Kostbarkeiten der Bibliothek, der Kunstkammer und Schatzkammer und versäumte keine Gelegenheit, die alten Monstranzen, Kelche und Schreine in den Händen zu drehen, die Gemälde, Stiche und Altertümer zu bewundern und zu studieren. Er schritt mit dem Brevier oder in Betrachtung durch den Kreuzgang, da wuchsen neben ihm schlanke, zartgebündelte Pfeiler aus dem Boden, und wie sie aufstiegen, lösten sich straffe Rippen los, zogen wie sich entfaltende Fächer oder Fledermausflügel sanfte Flächen mit aus dem Pfeiler heraus, neigten sich im Aufschwung gegeneinander wie helfende Seelen und trafen sich zu einem tragenden Spitzbogen von reinstem Maß und Schwung und ewiger Dauer. Und die Sonne schien durch und zeichnete verkürzt und verschoben den Bogen auf die

Steinfliesen, so adlige Schatten, daß der Fuß erschrak, darauf zu treten. Und andere Rippen stiegen flügelspreitend kreuzweise gegeneinander auf, stützten und festigten sich zu dem weiterwogenden Triumph eines Gewölbehimmels, und der vielfältige Widerhall des Schrittes gab dem einsamen Beter auch hier das tröstliche Gefühl der heiligen Gemeinschaft. Jede Form und jede Linie sagte dem Auge: du sollst vollkommen sein wie Gott! — Wenn er in der Kirche kniete und den Blick erhob, so traf er wohl auf eines der hohen Fenster des Chors, blieb daran haften und baute das Fenster nach, die hohe spitzbogige Lichtpforte, das wie Baumgewölk, wie ein Traum oben schwebende Maßwerk: mit stählerner Heftigkeit, raketengleich fühlte er die drei Stäbe emporschießen, sich untadelig hinaufbohren durch die Lichttafel, bis sie unweit des Spitzbogenrandes in Ahnung des todbringenden Anpralles sich spalteten und zersplissen, in straffen Bögen nach den Seiten auswichen, einander kreuzten, einander beugten, einander entgleisten, herabsanken, im Anprall wieder aufstiegen, hin und her im träumerischen Spiel einer zaubernden Regel, starben, erstarrten, ewig stehen blieben, das Blau des Himmels, das Rot und Gold und Violett des Himmels in ihrem Wundernetz fest-

hielten für die graueste Stunde des Suchers. Stärkte, ermutigte, heiligte ihn das weniger als Christi Wort: Selig sind, die hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen gesättigt werden?

Und die Musik und ihre wachsende Macht? — in die er durch den Anklang jeden Rufes, einer Glockenstimme, eines Werkgeräusches hineingestoßen werden konnte wie in ein erlösendes Feuer!? — in der die enge Fassung seines Herzens und seines Geistes schmolz, so daß die ungeheure Welt in ihn einging und Himmel und Hölle sich verschwisterten!

Doch war dabei nicht eine Gefahr? denn der Zustand der Freiheit und Gewißheit schwand im Abklingen der Musik auch wieder dahin, blieb nur Gefühlserinnerung, konnte nicht in Gedanken übersetzt als geistige Gewißheit erhalten und als Lehre weitergegeben werden! Und darum handelte es sich jetzt doch! War der Gewinn der Musik nicht wie der eines Traumes nur ein Erlebnis, das dem Erwachen nicht standhält? Oder war es etwa möglich, daß die Erhöhung in der Musik ihm eines Tages den überschauenden Blick der Erkenntnis und die letzte Klarheit brächte?

Wer weiß! Immerhin war er nicht zum Musizieren ins Kloster gekommen, sondern zur Nachfolge Christi.

Die aber kann nicht beschauliche Ruhe sein, sondern Wirken. Was ging ihn die Musik und alles andere an! War es nicht so, daß der Mensch die vielfachen herrlichen Gaben nur bekommen hat, um mit ihrer Hilfe aus der unendlichen Ferne allmählich Gott von allen Seiten ahnen, sehen und erkennen zu lernen, in einem ungeheuren Ring der Erkenntnis auf ihn, den Mittelpunkt, sich hinzuarbeiten? Begreiflich, daß dabei alle andern Kräfte des Lebens, Wissenschaft und Kunst keinen eigenen Wert behalten, nur als Wegzehrung dienen und, je näher dem Mittelpunkt, umso bedeutungsloser werden! Wie andere Kunst und Wissen verstummt auch die Musik in Gottes Nähe, aber sie hört nicht auf, zu sein, sie führt mit dem feinsten Schauer in den göttlichen Mittelpunkt hinein; da ist alle Musik zu Hause, nicht als äußere Schwingung dem Ohre vernehmbar, aber als Verhältnis durch die gereinigten Geister wirkend.

Nein, der Weg zu Gott ließ nichts in Verlust geraten!

Aber mit dieser Einsicht war der Weg und das Daraufwandeln wieder schwieriger. Wer weiß, ob er auf dem Wege ist? — wie weit er ist? — ob er nicht abbiegt? — statt seinen Weg zu gehen, tausend

andere Wege kreuzt und stört und den Mittelpunkt ewig fehlt? Wie ist die seelische Bereitschaft zu erreichen, in der du immer Christus vor dir siehst und zugleich erkennen kannst, ob du ihn in der Richtung auf den Mittelpunkt Gott zu siehst und nicht quer? ob du richtig visierst?!

Dem galt es zunächst. Ehe er wagen konnte, andern zu predigen, auf andere wirken zu wollen, mußte er eigene Gewißheit haben, und wäre es nur ein gereinigtes, unstörbares Gefühl der Notwendigkeit, eine Sicherheit des eigenen seelischen Ortssinns. Und so gab er außer seinen klösterlichen Pflichten alle Betätigung auf, betrachtete Christus und Christi Leben, löste es aus seiner zeitlichen Bedingtheit heraus, suchte es in Unbedingtheit als Gleichnis seiner Lehre zu erkennen und daraus für sich, für jeden Menschen das bindende Vorbild zu gewinnen; aber immer wieder schien ihm mehr von der Welt verworfen werden, fallen zu müssen, als für die Schulung, Verinnerlichung, Vergeistigung des Christen entbehrlich war. Christus hat ja nicht gesagt: „so ihr nicht bleibet wie die Kindlein —" sondern: „so ihr nicht werdet wie die Kindlein —!" er meint also nicht eine blinde, sondern eine wissende, neuerworbene Unschuld.

Er kam nicht weiter, aber er ließ nicht ab.

Er saß in seiner Zelle und bedachte, was er in all den Büchern gelesen hatte, und was im Evangelium steht, und was ihn selbst dünkte. Ging hin und her und redete mit Beweisen und Befehlen und Mahnungen auf sich selber ein und konnte sich nicht überzeugen. Und sprach zu Christus und flehte um Hilfe und fand sie nicht.

Er fastete und lag über dem Betschemel und rief den Herrn an.

Er fastete und beschloß, keinen Bissen über die Lippen zu lassen, ehe er Antwort hätte.

Er schlief wenig, und dann war der Schlaf voll quälender, wirrer Träume. Ein einziger hellerer Traum nur blieb ihm klar sein Leben lang:

Er war Petrus und saß in sommerlicher Mittagsschwüle neben dem Spitzbogentor des Himmels auf der weißen Marmorbank, an die Mauer zurückgelehnt, und erwehrte sich des Schlafes kaum, und immer, sobald er einnickte, glitt seine rechte Hand vom Schenkel herunter auf die glühendheiße Mamorbank, und er ward vom Schmerz geweckt und fuhr auf. Er mühte sich, wach zu bleiben und auf sein Tor zu achten; aber ein Blick in den blauglühenden, wie von Gold-

staub sprühenden Himmel benahm ihn so, daß er wieder nickend sich seinen Halbträumen überließ und einnickte und die Hand auf den sonnenglühenden Stein hinabgleiten ließ und vor Schmerz wieder aufschrak. Je öfter das geschah, umso geringer wurde sein Wille und seine Obacht, und als er wieder auffuhr und die Augen aufriß, da war er gar nicht verwundert, einen großen, martialischen Herrn vor sich zu sehen und aus schalkhaft lächelndem Munde eine wohltuende Stimme zu hören:

„Nun, Petrus, hast du das Schlafen immer noch nicht verlernt? Mach mir auf, Alter!“

Er schämte sich brennend wie damals in Gethsemane, sprang auf und ohne „Woher“ zu fragen, lief er an dem ein wenig hinkenden Herrn vorbei, dachte, der sei wohl ein Kriegskamerad seines Vaters, öffnete das Tor und ließ ihn hinein. Er hörte noch mit Freude, wie die zu Herzen gehende Stimme ihm dankte, und erkannte dann, unter dem offenen Tor nachschauend, daß der Herr, der in dem weißen Faltenmantel groß und herrisch unter den Palmen dahinhinkte, ja kein anderer sei als der Teufel. Entsetzt wollte er rufen, brachte aber keinen Laut hervor — wollte dem Verruchten nachrennen, konnte aber keinen Fuß von der

Schwelle rühren: so blieb er im offenen Tor stehen und starrte hinein, der ungeheuersten Empörung gewärtig. Aber der Teufel ging stolz und heiter seines Weges, als wär's auf der Promenade zu Baden oder Teplitz, winkte manchmal einer schönen seligen Jungfrau vertraulich zu, wie große Herren sich's erlauben, und besichtigte freundlich alles, was ihm vorkam. So viele Himmelsbewohner, durchsichtig klar und schattenlos wandelnd, ihn erblickten, die gingen ihm ruhig aus der Bahn und schauten betrübt auf den tinteschwarzen Schatten, der widerwillig sich sperrend und faltenwerfend wie ein Bodenlumpen hinter dem Schleppfüßigen dreinschleifte. So ging es bis zu einem großen baumbestandenen Platze: da erhob sich in der Mitte über drei weißen Stufen auf schlanken Säulen ein offener Hallenbau, zu so gewichtlos schwebendem Schwunge aufsteigend, als könnte ihn jeder Lufthauch wie einen Ton über die träumenden Wipfel entführen. Darunter stand eine dreiseitige Bank aus Amethyst, wenig mehr als ein niedriger Dreikant, der Thron Gottes. In entferntem Ring blieben die Himmlischen stehen, der Teufel hinkte ohne weiteres gierig darauf zu, um sich zu setzen und den Blick in alles Geschehen der Welt und der Zeit zu tun. Die Himmlischen und Petrus

mit ihnen überkam untröstliche Bangigkeit, als nahe der letzte Augenblick, als werde nun das straffe Blau des Himmels schrill zerspringen und wie Glas zersplittern, und Nacht, darüberhereinstürzend, alles verschlingen — und der Satan, Petrus, der plötzlich Satan war, erstieg fußschleppend die Stufen. Indem er sich stolz und strahlend vor dem Thron umdrehte, sich niederzulassen, schwang er gewohnheitsmäßig den Schweif unter dem Mantel hervor und streifte abwischend damit über den Sitz — aber er setzte sich nicht; er richtete sich, einen entsetzlichen Schmerz verbeißend, hoch, hoch auf, und der Schweif hing schwarzgebrannt haarlos und haltlos hinter ihm nieder. Er stand eine Weile leblos, unbeweglich vor dem Throne. Dann warf er einen erwachenden Blick in die Runde. Dann winkte er der versammelten Menge, wie für eine Huldigung dankend, leichthin zu und schritt seinen Weg zurück. Und er schien nicht zu wissen, daß ihm sein Schweif schwarz und traurig wie der Strick eines Kaminfegers hinten unter dem weißen Burnus hervorbaumelte und mit dem nachschleifenden Schatten ein trübseliges Possenspiel trieb.

Langsam begleiteten ihn in schicklicher Entfernung die Seligen und sangen Gott zu Dank und Lob einen

einfachen Kanon, der wie das Windesrauschen in den Wipfeln bald nah, bald fern anschwoll und klang und wehte.

Erst behagten dem Teufel diese kindlichen Tonfolgen. Als sie sich aber wieder und immer wieder wiederholten in unendlicher Litanei, daß ihm die Tiefen der Ewigkeit nichts anderes zu enthalten und zu ergießen schienen als diese paar sicheren und zufriedenen Tonschritte auf und ab, da fing er an, ungeduldig zu werden: am ganzen Körper kitzelte und prickelte es vor Langen und Bangen und Schmachten, er vergaß es, den guten Bekannten von vordem höhnisch zuzuwinken, wie von einer geigenden Wolke Schnaken verfolgt eilte er, kaum noch seine Haltung wahrend, auf das Tor zu. Petrus stand wieder da unter dem elfenbeingelben Marmorspitzbogen und wartete, trat rasch beiseite und gab dem heftig Schreitenden den Durchgang frei, riß aber auch zugleich das Tor zu, schloß und zog den Schlüssel ab. Dann wandte er sich außen zu der Bank, wo der Teufel hastig Platz genommen hatte, und brummte aufatmend, befriedigt und strafend:

„So!“

„Ja,“ spottete der Teufel. „So! — So geht's! Siehste, wie de biste?!“ Er faßte und betrachtete seinen

Schweif, nickte mehrmals mit dem Kopf: „Belle warste, triste biste!“ Dann schüttelte er, und das Schwanzende rappelte wie eine Kinderklapper. „Der liebe Gott —!“ fuhr er fort — „die Musik, die er machen läßt, ist ja strafbar, längst überholt, vorsintflutlich — Ohren hat er keine; aber sonst ist er doch eine edle Seele, mit der einen Hand nimmt er, mit der andern gibt er auch schon wieder: meinen Wedel hat er mir demoliert, aber so feinsinnig, daß ich ihn nun meinen Kleinen als Klapper vom Jahrmarkt mitbringen kann. Jesus, der Kinderfreund!“ Er klapperte.

Petrus wurde durch das leichtfertige Gerede an militärische Zeiten seiner Jugend erinnert, fand keine Freude daran und rückte ab nach der Bank auf der andern Seite des Tores.

Der Teufel achtete es nicht, er untersuchte seinen Schaden: das Haar war abgesengt, die Haut war trocken und hart wie Horn, wo vordem die Schwanzwirbel fühlbar waren, ließen kleine runde Löcher in das hohlgebrannte Innere sehen, die Spitze klaffte, und durch das scherzende Klappern hatte sich ein übriggebliebener Wirbelknochen darin festgeklemmt. Der Teufel wollte das Knöchelchen wieder entfernen und blies, da der Finger zu dick war, kräftig in das offene Schwanz-

ende hinein; aber das Knöchelchen wich nicht, sondern ein süßabschmelzender Ton löste sich und schien noch wie eine Duftwolke in der Stille zu halten, als der Teufel beglückt lauschend schon zu blasen aufgehört hatte.

Auch Petrus war aufgefahren und blickte sich überrascht um, woher doch diese Wonne sei. Aber der andere prüfte schon ganz versunken, ob der Ton wieder und wieder käme, und hatte bald gefunden, daß er nur die andern Brandlöcher mit den Fingern zu schließen und zu öffnen brauche, um Töne genug zu haben.

Er sprang auf. Das Schweifende in der Linken haltend, trat er mit schwungvollen Schritten vor das Himmelstor und machte ihm voll stillen Jubels eine tiefe Verbeugung. Und leicht wie eine Eidechse lief er an der glatten Marmormauer und dem steilen Torbogen hinauf, setzte sich nach außen schauend auf den Schlußstein und fing alsbald an, lange, weiche, wirr durcheinandergezogene Töne zu blasen, fast wie ein Kind, das eine Schalmei versucht. Und die langen, uneinigen, süßen, friedlosen Töne klangen in die fernsten Gründe des Himmels hinein und drangen in die längstgestillten Gründe der Herzen und erweckten ein süßes Zehren

und Wehren und Begehren, bis das ganze himmlische Volk den Tönen zuströmte. Auch Petrus wußte sich nicht dagegen zu helfen, er blickte nach dem Bläser hinauf, sah ihn droben im Blauen kauern wie eine wasserspeiende Teufelsfigur auf seiner Klosterkirche, bekreuzte sich und überließ sich, die Augen schließend, wieder den irreführenden Klängen. Und indem aus der unlieben, hilflosen und hilfeheischenden, querfühligen Folge von Tönen ab und zu immer wieder dieselbe Reihe von streitenden, leidenden, unerlösten Klängen aufstieg, stillten die Herzen und Ohren ihr zehrendes Verlangen nach Auflösung ein wenig doch in der Wiederkehr derselben Enttäuschung, derselben Erneuerung zerwühlender Sehnsucht und schmachteten, auf der ziehenden Länge der Töne ausruhend, begierig weiter.

Als der Teufel die himmlische Menge dicht unter sich fühlte und manchmal ein zitterndes Wimmern halb unterdrückt drüber hinflattern hörte, da brach er so plötzlich ab und sprang von seinem hohen Sitze, daß die Himmlischen wie besessen zur Mauer drängten und, so viele konnten, sich hinaufschwangen und hinaufhalfen, um ihm nachzuschauen.

Er aber stand vor Petrus, der, den bekreuzenden

Finger gegen die Magengrube gerichtet, wieder nickte, und lächelnd weckte er ihn mit den Worten:

„Petrus! schläfst du? Kannst du nicht eine Stunde mit mir wachen?!"

Petrus schrie auf unter diesem Hieb, sank in sich zusammen und starrte kraftlos jenem nach, wie er sich umdrehte, einen hurtigen Marsch anstimmte und den Hangweg hinabhinkte, — und wie die Frischabgeschiedenen, die erst auf dem Wege zum Himmel empor waren, sich vom nahen Tor ihrer Hoffnung abwandten und dem Verführer wieder abwärts folgten. Aber auch den Himmlischen schoß die frische, befehlende Melodie wie Feuer durch die Herzen und die Glieder, und sinnlos drängten sie gegen das Tor, so daß Petrus aufsprang und entsetzt mit ausgebreiteten Armen davor hintrat. Sie zerrten einander an den Beinen von der Mauer und arbeiteten sich übereinander hinauf um nur zu sehen, wie der Musikant mit seinem Gefolge im nahen Walde verschwand. Dort schien er zu verweilen; denn aus dem Walde tönten wie aus einem Zauberinstrument unerschöpflich die süßesten Wonnen und Schmerzen herauf und ließen in den Herzen der Seligen langversunkene Tage aufklingen, deren verzweifelte Glut sie seliger füllte als alle Seligkeit der Erlösung.

Diese Melodien waren so lösend und glühend, daß dem Träumer, als er erwachte, die Tränen flossen — daß er wieder die Augen schloß und nachhorchte und sich stundenlang vergebens bemühte, diese beschwingten Weisen, den Reiz jener ungeschlichteten Tonfolgen sich zurückzurufen und festzuhalten.

Dann fragte er sich, was der Traum bedeute, und war betrübt.

Im übrigen quälten ihn die Träume mit Ohnmacht in Gefahren, mit Schrecken und Schande, wie ihn das Warten mit Ohnmacht in Gedanken und Wollen quälte. Er kam nicht weiter: er konnte als Soldat, als Bauer, als Musiker, als Hoch und Niedrig Christ sein und Christo nachtrachten; aber wie Christ sein und weiter nichts? Christus war Helfer, Arzt, Prediger, Lehrer gewesen, die Apostel waren Missionare gewesen, immer mitten im Strome des Lebens — was heißt also: „gib alles auf und folge mir nach"? — Man kann als Mönch noch Christ sein, aber als Einsiedler doch nicht! Was heißt „alles"?

Er ging zur Messe; er brachte alles in sich zur Ruhe; still wie ein leeres Gemach harrte er auf die Hilfe Christi.

Wieder ruhelos kehrte er in seine Zelle zurück und

warf sich ruhebedürftig auf sein Lager. Aber immer wieder sprang er auf und wankte von einer Ecke zur andern und sprach zu Christus:

„Jetzt mußt du helfen! ich lasse dir keine Ruhe, ich weiche nicht. Ich will Antwort haben. Laß mich einen Weg sehen, den ich nicht entdecken kann! laß mir eine Deutung aufgehen, deren ich nicht fähig bin, sage mir ein Wort, das ich nicht sagen kann! Sei die Aufgabe noch so schwer, gib sie mir! Sei das Wort noch so hart, sprich es aus! Hilf! Du mußt helfen; denn ich will geholfen haben!“

In dieser Art drang er auf Christus ein, und es war, als triebe er, mit seinen geschwächten und manchmal einknickenden Schritten hastig folgend, ihn aus der einen in die andere Ecke der Zelle, immer hin und her schräg durch den Raum, und wo er umkehrend jedesmal streifte, da wurde die geweißte Wand dunkler, denn erst seinen Leib hielt die Mauer auf, seinen Blick nicht.

Endlich aber beim Umkehren wurde sein Auge aus der Entrücktheit in die Kammer zurückgerissen und festgebannt und sah auf dem Stuhl am Tisch einen Mann sitzen mit vollem Haar und Bart, und einzelne Haare flimmerten in der Sonne wie Goldfäden.

Der Ruhelose stand still und dachte: wer sitzt denn an meinem Tisch?

Da wandte sich der auf dem Stuhle zu ihm um und war Christus und saß da in geblich weißem Gewande mit bräunlichem Bart und Haar und starken, kristallhellen Augen. Und sein Blick ward freundlich wie zu einem Kinde und drang in den Dastehenden hinein, daß der sich schämte. Und langsam sprach Christus:

„So viel will ich nicht!"

und schüttelte dabei langsam den Kopf, und es glitt wie Flammen in seinem Haare hin und her.

Der Mönch dachte nicht daran, auf die Kniee zu fallen; in verzücktem Krampfe hoch aufgerichtet, hörte er die Worte „so viel will ich nicht" als erfüllende Klarheit und erlösende Wahrheit, er bemühte sich, dem Drucke der Augen standzuhalten und fühlte einen klingenden Brand in seinem Herzen, hielt aus, als hinge von seinem Aushalten die Erlösung ab.

Christus aber sagte nichts mehr, er war plötzlich nicht mehr da, und Stuhl und Tisch waren leer.

Der Mönch erschrak und war nun voll von der Schwäche seines Leibes und alles Leibes überhaupt, fand nichts Festes mehr in seinem Körper und sank gelöst zusammen, wo er stand. Er ward nicht ohn-

mächtig, er hörte sein Herz toben wie Flucht und Verfolgung, er riß seinen Kopf auf, warf verwegen in einem Blick noch alle Inbrunst und Begehrung über die Stelle, wo der Gottgleiche erschienen und verschwunden war, und erhaschte nichts als den neuen Schrecken, daß ein geringer Tisch und Stuhl Gott tragen und danach wieder geringer Tisch und Stuhl sein kann. Da zuckte er in sich zurück, neigte den Kopf auf den Boden, betete und versenkte sich in sein Gesicht.

Als er die Worte des Erschienenen vernahm: „so viel will ich nicht!" waren sie ihm Offenbarung gewesen, wie ein plötzlich aufflammender Leuchtturm und Gewißheit der Einfahrt, „alles Menschliche war vergangen". Als er aus seinem Wirbel von Beseligung, Jubel und Dank wieder auftauchte, um sich sah und seinen Zustand prüfte, da war es nun die Erscheinung, die ihn beglückte; die Worte aber enttäuschten ihn durch ihre orakelhafte Unbestimmtheit. „Nicht so viel," das ungefähr hatte er sich ja selbst oft genug gesagt; — wieviel aber, darum handelte es sich! Konnte ihm Christus das nicht sagen? Christus, der immer so deutlich sprach: „eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr", „wer mich sieht, sieht den Vater"!?

Er war versucht, das empfangene Wort als ein

wertloses Geschenk zu verschmähen: unmutig, um einen sicher geglaubten Gewinn getäuscht zu sein, trabte er wieder schräg durch die Zelle hin und her und mit einem raschen Blick nach Stuhl und Tisch fragte er sich, ob nicht, wie die erlösende Antwort ein Gedankentrug war, ob so nicht auch die Erscheinung ein Augentrug gewesen sein könnte. In einer bangen Verwegenheit lief er hin und her, fühlte die ungläubige Anwandlung in sich hin- und herschwanken wie den Tropfen in der Wasserwage und warf schon zwinkernde Blicke nach dem Stuhle, — da ward ihm eben bei einem solchen Blicke bewußt, daß er gleichzeitig dem Stuhl in ehrfürchtigem Bogen auswich und daß er ihm jedesmal ausgewichen war.

Er blieb stehen, empfand die Scheu, dem Stuhle näher zu treten, als noch unüberwindlich und sagte zu sich:

„Nein, ich will nicht über mein Gefühl hinwegdenken und schwatzen! Solange ich glaube, daß der Heiland hier saß, will ich auch die Worte für Heilandsworte halten und als solche zu erkennen suchen!"

Er ließ sich auf die Kniee nieder, schloß die Augen und gab sich ganz der Anschauung hin: da auf der dunklen Innenseite seiner Augenlider leuchtete, was

vorhin seine Zelle gefüllt hatte, da war wieder jede Falte des rahmweißen Mantels, der wehrende beruhigende Ausdruck der magern Hand, das kristallhelle und kristallscharfe Licht der Augen, darunter einen menschlichen Mund, Lippen und Zähne zu finden, ihn befremdet hatte; er sah wieder die ernsten Augen warm und herzlich werden, fast lächeln wie zu einem Kinde, hörte die Worte und fühlte in sich wieder eine warme, lösende Helle aufquellen und wachsen, aus ihm hinausdrängen und wachsend weithin den Raum füllen und selig erhellen, so daß er selbst nur noch wie eine kleine Mücke darin schwebte; er sah das Auge wieder ernst, unerschütterlich, fordernd blicken, so daß er sich schämte und straffte, — und da sagte er sich, daß dieser Heiland gewiß nicht gekommen sein könne, die Last abzunehmen oder anders zu erleichtern als durch sein Beispiel, — daß die Hilfe Christi nicht im Erlassen einer Forderung, sondern nur in neuer Forderung, anderer Aufgabe bestehen könne. „So viel will ich nicht“ kann nicht heißen: „ich bin mit weniger zufrieden,“ sondern war zu verstehen wie das Wort an Martha: „Du machst dir viel unnötige Mühe. Eins ist not!“ Er verlangte nicht weniger, sondern mehr, nämlich alles. Er machte sich gar nichts daraus,

daß sich ihm der Mensch stückweise opferte, seine Kunst oder seinen Frohsinn oder seinen Wissenstrieb ihm zu Ehren verbrannte oder verkrüppelte — er wollte den ganzen Menschen mitsamt allen seinen Kräften und Gaben!

Damit war für den Weg, für den einzelnen Schritt nur gesagt, daß er aus dem ganzen Christen-Menschen heraus und auf sein einziges Ziel zugehen muß, aber damit war auch alles gesagt.

Als er sich so weit sah, dankte er Gott, erhob sich und fühlte seine körperliche Schwäche. So schwer er an sich trug, so schien ihm doch, daß er nicht fest auf festen Grund trete, die Erde schien ihm unter seinen vorwärtstastenden Schritten zu wanken, — er fiel auf den Stuhl und sank über den Tisch hin und schlief ein.

Er schlief.

Er pflegte und erholte sich und sah die Welt neu und reich und friedlich lockend um sich her; doch wie auf einer Reise fühlte er sich frei ihr gegenüber, an nichts gebunden, zu nichts verpflichtet.

Er drehte sich um nach dem Sporn und Ziel seiner Arbeit der letzten Wochen und fand in jenem Predigteifer eine so fremde Regung, daß er sie als Zudring-

lichkeit empfand und sich schämte; aber er lächelte, indem er bedachte, daß er ja nur selbst sein Opfer gewesen sei.

Ohne weiteres überließ er seine freigewordene Kraft der Musik. In ihr fühlte er sein stärkstes Leben geformt und formbar, in ihr fühlte er sich unzersplitterbar ganz, in ihr wollte er seine Einheit wahren und zu einer christlichen Vollendung bringen.

Er studierte fortan mit dem bestimmten Ziele, Organist oder Domkapellmeister zu werden, erklärte diese Absicht auch seinen Oberen und wurde von ihnen nach Vermögen gefördert. Man versetzte ihn nach einiger Zeit zur letzten Ausbildung in ein Wiener Kloster seines Ordens und gab ihm Gelegenheit, die besten Musiker zu hören und bei den ersten Lehrern Unterricht zu nehmen.

Die Vision, die seelische Beruhigung und Sicherung hatte ihn vom klösterlichen Leben und Trachten ohne weitere Kämpfe und Schmerzen gelöst; wenn er seine künftige Tätigkeit nicht — wie am nächsten lag — in der Kirche gesehen hätte, so würde er stärker hinausverlangt haben; so aber hoffte er, ohne das, ihm ja schon nicht mehr gültige, Ordensgelübde durch Flucht zu brechen, eine seinen Kräften entsprechende Wirkung außerhalb des Klosters zu finden und wie die Welt-

geistlichen sich wagen und bewähren zu können. In dem weniger gebundenen Ordensleben zu Wien fand er sich frei und zufrieden, mit seinem Berufe eins und auf dem rechten Wege; nach den verbissenen, selbstquälerischen Kämpfen ruhte er in dieser angespannten Arbeit aus, fühlte sich freudig wachsen in der Aufnahme und Erkenntnis neuen, fremden, den Äther wie die Abgründe kündenden Inhaltes, ergab sich mit Wonne, aber mit Bewußtsein dem Wechselspiel der Wirbel, die ihn bald in sich selbst hineinbohrten, bald aus sich heraussogen und als nur noch widerklingende Seele in die ewige Wandlung des Einklanges hinaustrugen.

Er erlebte die Zeit, wo die deutsche Musik, schon fast ein Jahrhundert her die größte der Welt, nun durch Gluck und Mozart auch das ihr gebührende Ansehen erkämpfte, er gab sich ganz diesem wie in den engsten musikalischen Kreisen auch in den Klosterchören brennenden Kampfe hin und holte in seiner Enge beglückt Atem aus der Ahnung einer künftigen mitsiegenden, mitbestimmenden Tätigkeit.

Auch ohne die klosterübliche Aufsicht und Belauerung mußte seine Haltung den Vorgesetzten bekannt werden. Diese waren Anhänger des Hergebrachten und statt

mit Beförderug in einen weiteren Wirkungskreis überraschten sie ihn nach Ablauf seiner Studienzeit durch Zurückversetzung in sein ländliches Kloster. Er ahnte den Grund, erfuhr ihn auch bald und hielt den Gegensatz aufrecht. Dadurch verschärfte er ihn und mußte alsbald merken, daß er von vornherein der Schwächere sei: als wären es ketzerische, kirchenfeindliche Bücher nahm man ihm die mitgebrachten, zum großen Teil mühselig abgeschriebenen Noten als regelwidriges Privateigentum ab, verbot ihm, dergleichen zu spielen, oder hinderte ihn böswillig daran. Das Peinlichste aber war ihm, daß sich die persönliche Gegnerschaft, indem man ihn auf das Alte festnageln wollte, unversehens auf dieses übertrug. Er hatte die überlieferte italienische und italienisch bestimmte Musik geliebt und dankbar verehrt, wie er dankbar des gestrigen Tages, der vergangenen schönen und fördernden Jahre gedachte; aber leben wollte er heute, schaffen und hoffen für morgen. Nun band man ihn gewaltsam an das Hergebrachte, machte es ihm ärgerlich und verdächtig, zerstörte es ihm, und er fühlte das langsame Verarmen. Statt daß er durch sein Wiener Studium aufs freie Meer hinausgekommen wäre, war er nun an einem öden Strande festgeschmiedet wie ein Gefangener,

den kaum ein Schaumspritzer der Brandung trifft, er durfte sich nicht in den Wogenschlag stürzen, sich nicht im Auf und Ab bewähren und in der äußeren Unruhe die innere Ruhe finden.

Nun wurde ihm das Kloster, seine einstige Zuflucht, die unvergeßliche Stätte seiner schweren Kämpfe, ein unwürdiger und unverzeihlicher Aufenthalt, und trotzdem er seine Heimat für immer hätte aufgeben und etwa nach Preußen, Rußland oder England hätte fliehen müssen, um sich vor der Verfolgung der Kirche zu sichern, würde er jetzt aus dem Kloster entwichen sein, wenn er nicht von den neuen Zeitumständen hätte Hilfe erwarten dürfen. Die Reform Josefs des Zweiten hatte nämlich schon eine Anzahl Klöster auch seines Ordens aufgelöst, und es war fast sicher, daß dem seinigen die Stunde schlagen werde. Es wäre töricht gewesen, bei solcher Aussicht die Geduld zu verlieren und Wien zu verscherzen, während alle Talente gerade dahin drängten, um ihre Ausbildung oder ihr Glück zu suchen. Josef war von Natur wie durch Klosterzucht beherrscht genug, um zu warten, und die Zeit verging, indem er bald gehorsam spielte, was er durfte, bald auch allen Strafen zum Trotze seinem Herzen Luft machte.

Und in der Tat währte es nicht allzulange.

An einem herrlichen Frühlingstage, als gerade der Konvent bei Tische saß, und Josef wieder einmal zur Strafe für eine musikalische Ketzerei sein Mahl auf dem Fußboden kauernd einnehmen mußte, da wurde plötzlich die Tür aufgerissen, der Bruder Pförtner stand im Refektorium, ein bißchen atemlos, verzog sein Gesicht wie ein Buffo, der einen guten Witz vorhat, deutete mit dem Daumen über die Schulter und sagte endlich mit einer Grimasse:

„Kannibal ante portas!"

Schon aber war ihm der Witz vergangen, er warf einen Blick durch die schöngewölbte Höhe des Raumes, schwenkte schmerzhaft die Hand, machte kläglich:

„O — o — o —" und verschwand, indem er die Tür zu schließen vergaß.

Es blieb so still, daß man die Schritte des Davoneilenden klappen und hastiger und schwächer werden und unten am Gang, wo es um die Ecke ging, plötzlich abbrechen hörte. Alle hatten gelauscht, nun blickten sie einander an; sie wußten, was bevorstände, die Kommission liebte es, beim Mittagessen zu überraschen. Der Guardian sagte:

„Also — die hohe Aufhebungskommission! — Nun,

wir sind ja längst darauf gefaßt, wir wollen also zunächst fertig essen; wer weiß, wann er wieder was zwischen die Zähne kriegt!"

Er ließ die Tür schließen und winkte dem Josef, sich an den Tisch zu setzen.

Sie aßen schweigsam fertig und hatten noch nicht die Neigen getrunken, als ein Gedränge von Schritten den Gang heraufhallte.

„Jetzt kommt das Dessert!" sagte einer.

„Kaiserschmarrn!" setzte ein anderer hinzu. Niemand lachte, nicht einmal die es sagten.

Josef blickte nach der Tür, hinter der seine Befreier zu zögern schienen. Der Pförtner trat ein, meldete den Regierungsrat Baron Soundso mit einer kaiserlichen Kommission, und ihm auf dem Fuß folgte diese.

Die Herren grüßten obenhin, etwa als kämen sie in ein Wirtshaus, wo schon andere Gäste sitzen, und betrachteten das Refektorium, als ob sich's um einen Bauschaden handle; der Baron aber fragte, ob der ganze Konvent versammelt sei, und befahl, einen Kranken, der in seiner Zelle lag, schleunigst herbeizuschaffen. Dann verkündete er die Aufhebung des Klosters, befahl den Angehörigen, die Kutte auszuziehen und das Kleid der Weltgeistlichen anzulegen, falls sie nicht vor-

zögen, von ihrem Bischof Dispens zu nehmen und in weltlichen Stand zurückzutreten; jeder bekomme hundertundfünfzig Gulden, der übrige Besitz des Klosters falle an die Religionskasse.

Die Mehrzahl der Kommission begab sich sofort ans Werk, den Bestand des Klosters aufzunehmen und abzuschätzen, während der Regierungsrat mit ironischer Geduld den Einspruch und die Klage des Abtes anhörte und erwiderte, er könne und wolle ihn nicht hindern, sich mit seiner Verwahrung an den Kaiser zu wenden, verspreche ihm aber, da die Gegengründe ja bekannt und längst erwogen seien, keinen Erfolg und könne darum in der Ausübung seiner Pflicht keinen Aufschub eintreten lassen.

Josef begrüßte seine Befreiung doch nicht so, wie er gedacht hatte. Die leichtfertige Art, mit der die Herren auftraten und über das selbstgewählte Schicksal von ruhigen, tätigen, nicht gerade verbrecherischen Menschen verfügten, widerte ihn so an, daß er seine Absicht nicht kundgab, sondern sich der Berufung des Abtes anschloß und sich in allem zu seinen Klosterbrüdern hielt. So sah er mit an, wie die Kommission, als könnte sie die gegebene Frist versäumen, als müßte sie Gegenbefehlen zuvorkommen, hastig und

sinnlos zerstörte, was durch Glaube und Freigebigkeit, Wirtschaftskunst, Fleiß und Treue, wissenschaftlichen und künstlerischen Sinn während sechs Jahrhunderten geschaffen worden war. Sie durchsuchten und durchwühlten, rücksichtslos wie eine Türkenhorde, Speicher, Kammer und Keller, notierten und schätzten ab, und die Besitzer oder Verwalter und Pfleger dieses dem Umtrieb der Jahrhunderte zugedachten Gutes mußten hilflos zusehen, wie die Einrichtungen, Vorräte und Schätze in kurz anberaumten, wenig besuchten Versteigerungen verschleudert wurden. Die Bibliothek mit ihren kostbaren Büchern und Handschriften, die Kunstkammer, die Altertümer- und Münzensammlung, die Gold- und Silbergefäße der Kirche und Sakristei, alles wurde ohne Kenntnis des Kunst- oder Seltenheitswertes und ohne Acht auf die Lehren und Klagen der bekümmerten Mönche meist zum Metallwert an die Juden abgesetzt; denn deren folgte der Kommission ein ganzer Schwarm. Als alles nicht Niet- und Nagelfeste zusammengerafft und veräußert war, kamen die Gebäude und Liegenschaften an die Reihe, wurden nunmehr als nutz- und zweckloser verödeter Komplex auf eine jämmerliche Summe geschätzt und einem ferneren Angehörigen des Klüngels, einem hohen Be-

amten, verkauft. Und der Erlös von all dem floß als lächerlich kleiner Betrag in die Religionskasse.

Indessen erfolgte auch des Kaisers Antwort auf die Beschwerde und bestätigte die Aufhebung des Klosters, wenn schon die Form der Aufhebung den Kaiser gewiß aufs äußerste empört haben würde.

So blieb den Mönchen nichts übrig, als den Staub der Verwüstung von ihren Füßen zu schütteln.

Als Josef einige Jahre später in die Gegend kam und das ehemalige Kloster besuchte, war es nicht mehr im Besitz des Käufers. So wohlfeil er es an sich gebracht hatte, so teuer war ihm nachher der Versuch der Bewirtschaftung zu stehen gekommen. Nun waren verschiedene Gebäude und viele Äcker abgetrennt und einzeln verkauft, das Klostergebäude enthielt eine Weberei, die große Sakristei war ein Stall geworden und die Kirche eine Heuscheuer. Aus den hochaufgetürmten Heuwolken stiegen wie kurze Palmenschäfte die Säulenbündel heraus und entfalteten den schlanken Schwung ihrer Gewölberippen, und Schwalben schwangen sich unter den Wölbungen hin und her wie ehedem. Aber nicht mehr wie ehedem herrschte umsichtiges Streben, Gedeihen, Wohlfahrt, Behagen, Hilfe und Heiterkeit im Tale, sondern kleine, durch den geringen

Preis und Zins verführte Bäuerlein hantierten in der herrschaftlichen Anlage wie in zu großen Kleidern; Felder wie Gebäude gingen über ihren Bedarf und Ehrgeiz, und allenthalben zeigten sich unzureichende Kraft, Ratlosigkeit und Vernachlässigung; kümmerliche Fabrikler mit grauen Gesichtern tagwerkten im Öldunst und Geklapper der Fabrik, die althergewachsene Ordnung war zertreten, und der Staat, der vom Kloster Tausende von Gulden an Steuer bezogen hatte, wäre froh gewesen, wenn er nun auch nur ebensoviel Hunderte bekommen hätte.

Nachdem der Konvent aufgelöst war, erbat Josef von der Kurie den Dispens und erhielt ihn, wenn auch nicht leicht, doch unter dem Druck der Regierung, kaufte sich weltliche Kleidung und stand eines Nachmittags vor der Tür seines Vaterhauses.

Gerade wollte er die Klingel ziehen, da hörte er neben auf der Pappel in der Gartenecke die Stare schwatzen. Es fiel ihm ein, daß um diese Zeit sein Vater im Garten zu sein pflegte, er ging am Haus vorbei zur anschließenden Gartenmauer, bog um ihr Eck in die Seitenstraße und kletterte mit Benutzung altvertrauter Fugen und Vorsprünge auf die Mauer,

spähte einen Augenblick durch die noch undichten Büsche, richtete sich dann auf und marschierte, solang er war, militärisch auf der Mauer hin, bis er stehenblieb, rechtsum machte und grüßte. Der Vater, der an einem Rosenbäumchen herumschnitt, blickte erstaunt auf, sah die große hellgraue Gestalt durch den blauen Frühlingshimmel marschieren, halten und salutieren, klappte sein Messer zu und hinkte schon eilig über Beete und Rasen weg auf die Mauer zu und rief:

„Machst, daß du runterkommst, du Heidenbenz!“ und breitete die Arme aus, als wollte er ihn wie ein Kind auffangen, und ein gelber Kanarienvogel flog ihm nach, setzte sich ihm auf den ausgestreckten Arm und fing zu pfeifen an.

Josef schwang sich herab, sie umarmten und küßten sich, und der gelbe Vogel flatterte aufgeregt zwitschernd um die beiden Köpfe herum. Nun wurde dem Sohn bewußt, was er in der Lust des Überraschungsscherzes vergessen hatte, daß seine Mutter fehle, er zuckte auf und sank übermannt zusammen, er hielt sich wie ein Kind an seinem Vater, legte den Kopf auf dessen Schulter und weinte, und die ganze Not und Hilflosigkeit der letzten Jahre erneute sich mit diesem Verluste. Der Vater drückte ihn an sich und sprach:

„Ja, es ist kein Leben ohne sie!“ und er weinte mit. „Es ist kein Leben ohne sie,“ wiederholte er kopfschüttelnd und führte den Sohn langsam in das Gartenhäuschen unten, „sie war die Unruhe im Haus und in meinem Dasein, so still sie war, und seit sie fehlt, ist alles tot und umsonst; — weißt du, wie Gott die ewige Unruhe des Lebens und der Welt ist, und wenn du diese Unruhe nicht fühlst, so ist alles nur ein Dreck.“

Sie setzten sich und sahen durch die Türe den langen Weg hin bis zum Hause, der Vater zog eine goldgefaßte Malachitdose aus der Tasche und schnupfte, wollte sie wieder einstecken, reichte sie aber doch noch zögernd dem Sohne hin; dieser nahm dem Vater zu Liebe auch eine Prise, behielt sie zwischen Daumen und Zeigefinger und roch bisweilen daran. Dann holte der Vater ein seidenes Taschentuch hervor, wischte sich die noch schwimmenden Augen aus und blickte nach dem Hause.

„Es hat sich auch anderes geändert,“ hob er wieder an, „was nicht so wichtig ist, was du aber doch gleich wissen mußt: gerade vorhin, ehe ich an die Rosen ging, vor einer Viertelstunde hab ich mir Haus und Garten genau betrachtet und Abschied davon ge-

nommen. Ich werde verkaufen müssen, ich werd es auf die Dauer nicht halten können. Lieber, ehe es zu spät wird! Du weiß, ich bin kein Rechner. Mit Logarithmen kann ich rechnen, aber nicht mit Einnahmen und Ausgaben, ich habe nicht den Sinn dafür und hab's nie gelernt, ich hab immer drauf los gelebt, und seit die Mutter fehlt, ist gar kein Halten mehr. Dabei bin ich im Grunde ganz anspruchlos: wenn man mir meine Geige und ein Buch läßt, so ist mir eine Dachkammer und Haberbrei lang recht. Deine Möncherei — ich glaub, die hast du von mir. Aber solange ich Geld habe, muß es springen — weiß der Teufel! Und dein Bruder hat es leider gerade so! Mich wird es ja noch aushalten; aber um den tut es mir leid." Er streckte den Arm aus, ließ die Finger schnellen und lockte den unzufrieden vor der Tür hin- und herzeternden Kanarienvogel: „Komm, Hansl! bist ein eifersüchtiges Viech!"

Der Vogel flog auf den ausgestreckten kleinen Finger, piepte und lugte bald mit dem einen, bald mit dem andern Auge nach Josef hin.

„Ja, guck dir ihn nur genau an! Das ist der Sepp, an den mußt du dich jetzt gewöhnen, mit dem mußt du dich vertragen!" dann fuhr er fort:

„Schade! Als ich mir vorhin das Haus darauf ansah, was ich wohl verlangen könnte, da fühlte ich eigentlich erst, wie fest und zierlich und heiter das dasteht und wie gut ich das seiner Zeit gemacht habe: wär ich ein wenig jünger, ich würde es noch als Baumeister versuchen; aber jetzt ist's zu spät. — Na — so steht's! — Und bei euch haben sie also jetzt auch das Nest ausgenommen —? — Und du hast genug, wie ich an deinem Habit sehe — gut! Das ist recht! Jetzt bleibst aber wieder einmal eine Zeit bei mir, ich hab dich ja eine Ewigkeit entbehrt. In Wien — die paar Stunden — das war ja nicht viel. Also — wie freu ich mich, mein Bub!" Er rückte seinen Stuhl näher an den andern, zog den Sohn noch einmal an sich heran, umarmte und küßte ihn, und wieder wurden ihm die Augen feucht.

„Wie glücklich wäre jetzt Delie!"

Nach einer Pause zog er das rotseidene Schnupftuch und wischte sich die schwimmende Bläue aus den Augen, dann riß er die Klingelschnur an der Wand, und vorn am Hause klingelte es. Gleich darauf öffnete sich die Haustüre, ein älterer Mann trat heraus und schritt in dienstlichem Gleichmaße den langen Weg zum Gartenhäuschen her.

„Andree —,“ rief ihm der alte Herr entgegen, „bring uns die zwei Geigen und Noten dazu!“

Der Diener kehrte um.

Der Vater zitierte einen griechischen Vers von Freude mitten im Leid.

„Was —?“ rief verwundert der Sohn und lauschte den griechischen Worten.

„Gelt, da horchst!“ sprach lächelnd der Vater. „Aber — man kann doch nicht vor lauter Trauer verkommen! In Gesellschaft ließ mich's nicht, und im Haus fehlte mir halt die Mutter, daß ich ihr hätte den Hof machen können, die Musik war mir auch zu nachgiebig damals, es ging nicht, ich dachte: mußt was anfangen! Da stieß mir im Montaigne ein griechisches Zitat auf, und wie von jeher ärgerte es mich, daß es aussah, als müßte man's lesen können, und man's doch nicht konnte. Da kaufte ich mir ein Lehrbuch und lernte lesen und blieb dabei und treibe seitdem jeden Tag zwei Stunden Griechisch. Bald lese ich den Homer so gut wie Voß!“

„Voß —? Wer ist das?“

„Das ist ein deutscher Dichter, der ihn übersetzt.“

Da kam auch schon Andree mit den Noten und Geigen und sagte erstaunt:

„Ich glaube gar, da ist unser Herr Kadett!“ Er nannte Josef immer noch bei seinem einstigen militärischen Rang. Er legte gelassen und behutsam Geigen und Hefte auf den Tisch, trat mit unverwirrbarer Ruhe zu dem jungen Mann, den er seinerzeit laufen und vieles andere gelehrt hatte, begrüßte ihn ehrerbietig in Wort und Haltung, ein glückliches Lachen konnte er aber nicht unterdrücken.

Der Vater hatte schon eine Geige ergriffen und stimmte. Der Kanarienvogel schwang sich auf ein Futtertröglchen am Türpfosten und knisterte im Hanfsamen herum.

Josef blieb nun ein halbes Jahr bei seinem Vater und Bruder, musizierte, studierte und ging unter die Menschen. Einmal ritt er nach Wien, einmal nach Prag und bewarb sich um Geiger- und Organistenstellen.

Als die Hitze des Sommers gebrochen war und die Milde des Nachsommers ins Weite lockte, da borgte er sich wieder ein Pferd und trabte im Land herum zu Verwandten und Freunden, um den lang entbehrten Verkehr wieder zu genießen und sich in der Teilnahme der ihm werten Menschen wieder aufzufrischen.

Auch das Gut, wo er Landwirtschaft gelernt hatte, lag ihm am Herzen, und eines Sonntagvormittags ritt er die braune Anhöhe hinauf zu dem breit dasitzenden weißen Hause. Als er näher kam, erblickte er im sonnigen Garten drüben eine dunkelgekleidete Frauengestalt. Sie sah nach dem Hufschlag herüber, Josef grüßte, ohne zu erkennen, sie dankte und setzte, in ein Buch schauend, ihren Weg fort. Er ritt auf den Hof und, da kein Knecht erschien, obschon der Hund anschlug, so sprang er ab und band sein Tier an einen Pfosten. Er schritt über den sonnigen Hof hinüber auf die Haustür zu; da erhob sich auf der Staffel ein großer zottiger Hund, kam brummend, langsam mit vorgestreckter Schnauze auf ihn zu, machte plötzlich einen freudigen Satz und sprang schweifwedelnd, heulend und bellend an ihm empor.

„Marko — kennst du mich noch?“ rief Josef gerührt, klopfte dem alten Tier das Fell und kraute es an allen wohligen Stellen.

Dann stieg er die Stufen hinauf und fand an der verschlossenen Tür den Schlüssel außen stecken; also schien niemand zu Hause zu sein als jene im Garten. Da wandte er sich dorthin; als er aber die Frau immer noch in ihr Buch vertieft wandeln sah, nahm

er an, sie halte, während die andern in der Kirche waren, so ihre Sonntagsandacht, und setzte sich in der Entfernung hin, doch so, daß sie beim Verlassen des Gartens ihn sehen mußte.

Er blickte sich um, sah über den blaßgelben Seidenglanz der Stoppelfelder hinab, über den wie eine dunkelgrüne Raupe unten das braune Gelände überkriechenden Wald, in den blaßblauen Dunst des Sonnenhimmels — all das, woran er in der Zwischenzeit kaum jemals gedacht hatte, war noch so unverändert, als hätte er gestern Abend hier die Ernte eingefahren, als hätte er gestern morgen noch die Birkenstämme so erfrischend leuchten sehen wie jetzt. Und in die perlmutterfarbene Ferne schaute er mit denselben Blicken wie damals, verlangend, hingebend, voll Verlangen nach grenzenloser Hingabe. Schon damals — jetzt erst wurde er sich's bewußt —, schon am ersten Tage, als jenes Mädchen nach seinem Kloster abgefahren war, ja, schon am Nachmittag vorher, frisch angekommen, war er hier gestanden, und über Wiese, Feld und Wald seiner künftigen Tätigkeit hatten seine Blicke hinweggesucht in die Ferne, und sein Denken und Begehren sich aufschnellend hinausgestürzt wie aus einer drohenden Schlinge. Jene rasch verwischte oder

überwucherte Sehnsucht eines Momentes war wie ein mit unbewußter Kraft abgeschossener Pfeil scheinbar verloren und vergessen gewesen, und jetzt fand er sie wieder in ihrem Ziele; denn unterdessen war ihm ja das Ziel aufgegangen. Wie seltsam war es doch! Er fühlte sich nun gesichert, er hatte den Kreuzweg hinter sich und wußte sich endlich auf dem richtigen Wege; aber keiner glaubte es ihm, keiner wollte es verstehen. Sein Vater war eigentlich der einzige, der es ihm nicht übelnahm, daß er nun Musiker sein und bleiben wollte. Der und jener tadelte ihn dafür, daß er die Kutte ausgezogen hatte; andere, die meisten, lobten ihn dafür, dem Zeitgeist entsprechend, alle aber schienen darin einig zu sein, daß sie seine Berufswahl bedauerten und den Tonkünstler gering schätzten. Wenn er spielte, so bewunderten sie ihn; aber dann fragten sie ihn nach seinen Aussichten und hörten seiner Antwort mit verlegenem oder schonendem Lächeln zu. Einer, im Glauben, die Musiziererei sei nur Notbehelf, eine unglückliche Ausflucht seiner Entgleisung, nahm ihn beiseite, redete ihm zu, er sollte sich doch nicht auf so verzweifelte Wege versteifen, er sollte es doch noch einmal beim Militär versuchen oder mit einem rechtschaffenen Studium; er sei ja immer ein guter

Schüler gewesen und habe die besten Hoffnungen erweckt — —. Nach den ersten Erfahrungen dieser Art war er versucht gewesen, die weitere Besuchsreise aufzugeben; aber in der nachwirkenden Erregung dahinreitend, hatte er neue Rechtfertigung und Gründe in sich gefunden, besonders aber den Zwang, keiner Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen —

Er hörte Schritte, sprang auf und sah die Dame rasch und leicht aus dem Garten kommen. Er ging ihr entgegen und erkannte erst, als sie ihn schon mit Namen begrüßte, in ihr die Tochter des Hauses, die Nonne. Sie entschuldigte sich dafür, daß sie ihn so lange habe warten lassen; sie habe ihn aber gleich erkannt und gedacht, er werde ihr schon erlauben, ihr Brevier fertig zu lesen. Sie bat ihn, in den Garten zu kommen, wo sie unter dem Birnbaum Obst und Gebäck zum Imbiß habe. Als sie das Pferd noch unversorgt sah, schlug sie mit einem alten Bankeisen auf ein am Stall angenageltes altes Sensenblatt, und auf den klirrenden Klang erschien alsbald ein alter Knecht, schlaftrunken und im Laufen noch verschiedene Flocken Heu verlierend. Dann trat sie in das Haus und war gleich darauf mit einem Krügchen Wein, Butter und Schinken wieder im Garten.

Sie saßen einander gegenüber, und er sprach vom Sinn seiner Reise und seines Besuches; wie es ihn befriedige, wieder diesen Boden zu betreten, wie es ihn freue, auch sie wiederzusehen. Während sie dann antwortete, betrachtete er sie und fand, daß ihr Gesicht, das ehemals seinen Ausdruck von dem ruhigen, sicheren Blicke geborgt hatte, ihn nun in seinen Zügen trug: alle jugendliche Unbestimmtheit war verschwunden, Kinn, Mund, Nase, Augenhöhlen und Stirn hatten sich zu so gleichmäßig starkem Bau entwickelt, daß in diesen Formen von Entschiedenheit das Auge eher mild und gütig wirkte und dem Gesicht nun soviel Jugend gab wie ehemals Reife. Sie sagte, sie habe vorhin, als sie ihn beim Einreiten erkannte, gedacht: ei, das ist ja der Geiger! Und sie sei doch ein wenig enttäuscht darüber, daß keine Geige an seinem Sattelknopf hänge.

„Die Geige habe ich zu Hause gelassen, obschon sie jetzt mein Wappenzeichen ist,“ sagte er und erzählte, daß er sich zur Musik gefunden und in ihr endlich seinen Beruf erkannt habe, wie er ihr auch seine letzte Klärung und Sicherung verdanke.

Charlotte erwiderte mit nachdenklichem Nicken.

„Sie nicken?“ rief er. „Sie verstehen, daß ich Musiker werde?“

„Ich glaube; denn ohne mein bißchen Klavier und Gesang käme ich mir doch recht arm und hilflos vor. Und oft, wenn ich auch gar nicht bis zur Musik komme, lassen mich doch die Töne nicht los und ich probiere in ihnen herum und suche mich zurecht wie in eigensinnigen unnachgiebigen Wesen."

Er sagte nichts und schaute sie wartend an, da fuhr sie fort:

„So saß ich letzthin und wollte erst spielen, fand aber keinen Geschmack daran und tippte nur so diesen und jenen Ton. Da kam es mir vor, als ob man einen einzelnen Ton nicht anschlagen könnte. Schlug ich einen an, so verlangte er meistens den Dreiklang, manchmal auch die Oktave, manchmal die Quart und die Oktave, aber die Quart mußte ich zweimal anschlagen, um meine Schuldigkeit ganz getan zu haben. Ließ ich es bei nur einem einzigen Ton, so hatte ich einen Unterschleif begangen. Manchmal aber, wenn ich mich trotzdem auf nur einem Ton versteifte, so war der Ton plötzlich nicht mehr allein, sondern er schwebte in einem Schwarm von Tönen, war umsummt von all den ihm vorenthaltenen Genossen, war wie ein klingender Baum, der von unzähligen kleinen und kleinsten Bäumchen, seinen Zweigen, umschauert

ist. Das war seltsam. Und damit war ich ein ganzes Stück weiter, sowohl in der Musik wie in den Menschen. — Wenn ich mir nun denke, daß man eine Messe oder Symphonie nicht nur durch die Ohren mit dem Herzen, sondern auch durch die Ohren mit dem Verstande und mit der Vernunft begreifen kann, so verstehe ich schon, daß man Musiker wird und sein ganzes Leben dransetzt."

Er nickte und sprach eifrig:

„Die Musik, die ich ursprünglich nur betrieb, indem ich die Fähigkeit betätigte, aus Freude und zur Freude, ist mir mit der Zeit zum Gleichnis des Lebens geworden, zum einzigen, mir verständlichen und deutbaren Gleichnis.

Verstehen Sie, daß es unmusikalische Menschen gibt? Gewiß nicht! Aber verstehen Sie, daß es Musik gibt? — Hier ist die Jupitersymphonie; einst aber wäre keine Musik gewesen —?! Das ist nicht zu vereinen und zu verstehen so wenig wie Leben und Tod.

Haben Sie nicht schon vierhändig gespielt, so frei und sicher, daß Sie kaum mehr auf Noten und Hände achteten, daß Sie nicht mehr Ihren Part spielten, sondern Part waren? aber nicht mehr Ihren Part hörten, sondern die Einung und den Einklang, und nur noch die

Wonne fühlten, diese Einung mitzuschaffen und in diesem Einklang aufzugehen —?“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sprach:

„Es gab nie einen Einklang, immer hat das eine oder andere gepfuscht. Aber ich kenne doch, was Sie meinen, ich kenne es vom Gesang.“

„Ja — man fühlt dieses Wunder, man fühlt es und glüht und bebt darin und versteht es nicht. Wie manches Mal habe ich vor Jahren schon, in den verworrensten Zeiten, wenn ich mit Vater und seinen Freunden Quartett spielte, alles in mir klar und einig werden fühlen und die halbe Nacht vor Glück nicht zur Ruhe kommen können! Ich verstand es nicht. Ich dachte nur an das Ohr, die Nerven, das Herz, an das Schöne. Aber später im Klosterchor, wo ich nicht mit dem Vater und den lieben Freunden spielte, sondern mit manchem, gegen den ich mich zuknöpfte, dem ich aus dem Wege ging, der mir im Tiefsten zuwider war, und nun erlebte, daß ich eines Tages nach dem Spiel bereit war, dem ganzen Orchester um den Hals zu fallen, auch den widerwärtigsten Kerlen, und ohne ihre Widerwärtigkeit zu vergessen, — da machte ich mir andere Gedanken und machte mir klar, daß es nicht am bezauberten Ohr und Gefühl, am Rausch

des Wohllauts läge, sondern daß meine Seele und Vernunft, alles was in mir will und nicht will, verjüngt und erweicht, geklärt und gestärkt, von allem Bösen erlöst, daß ich in diesem Moment zu dem Ganzen ergänzt war, dessen Teil ich sonst nur bin. Ich war eine Stimme gewesen unter andern Stimmen, hatte mich rein zu halten, auszuhalten, mich ohne Schwäche, ohne Anmaßung den andern Stimmen gegenüber aufrechtzuhalten, ich hatte all den andern Stimmen, die mitgingen, mir nachjagten und zuvorkamen, meinen Weg kreuzten, mich bestritten, mich aufhoben, all den andern hatte ich mich mit dem empfindlichsten Verständnis und Mitfühlen hinzugeben, um mich desto entschiedener zu behaupten, ich durfte meines Charakters nicht müde werden; im Vorgefühl, im Zug eines einenden, rechtfertigenden und erhöhenden Zieles mußte ich mich in immer neuen Wendungen bewähren, erneuen, vervielfachen, um an der großen Lösung und Erlösung mitzuhelfen — und so geschah das Wunder, daß ich in dem Momente, wo ich unstörbar zusammengefaßt und hingegeben rein ich selbst war, das Andere, den Gegensatz, das mich bekämpfende Chaos — nicht mitempfand und verstand, sondern — neben mir selbst als mein eigenes aus

mir quellen, aufkämpfen, mich einschmelzen und läutern fühlte.

Da lernte ich verstehen, was Jesus meint, wenn er sagt: Kinder, liebt euch untereinander! Freilich ist dieses Glück des einigen Gefühles selten, selten — und wird kein Besitz und kein Zustand, sondern es ist ein Geschehen und Wirken, eine Eroberung — wie auch die Erlösung, das Himmelreich in uns, von dem Jesus spricht, immer neu erworben oder geschaffen werden muß und nicht zu einem Zustand wird, in alle Ewigkeit nicht, solange unsere Herzen Menschenherzen sind."

Sie sah ihn erstaunt an.

Da fuhr er fort:

„Christus in Gethsemane — war er da erlöst und Gott, oder war er Mensch in Suchen und Kampf? Und als er am Kreuz stöhnte: mein Gott, warum hast du mich verlassen? da war er irdisch und gegenstimmig und auf dem Gegenpol der Erlösung. Vor dem Tod aber war er wieder eins mit sich und mit Gott und dem All und da riß er die Menschheit sich nach — wie die Orgel die Stimmen der Gemeinde an sich reißt und emporträgt."

Er schwieg, und ein wenig beschämt von seiner Er-

regtheit schaute er durch den Garten hin und in den Baum hinauf und einem roten Birnenblatte zu, wie es sich gerade mit bohrender Drehung herabsenkte.

Charlotte blickte ihn nachdenklich an und sagte endlich:

„Sie sind nicht glücklich.“

Er wandte sich langsam zu ihr und wiederholte:

„Glücklich —? — daran habe ich sehr lange nicht gedacht. Sind denn Sie es?“

„Jetzt nicht —“ fing sie etwas befangen an.

„Warum jetzt nicht? Sonst sind Sie also glücklich —?“

warf er ein und fuhr, ehe sie antworten konnte, fort:

„Das war der Sinn des Klosters: man konnte seinen Gedanken nicht entgehen, man war wie Jesus in der Wüste mit Gott und dem Satan allein und mußte sich entscheiden.“

„Wüste — war Ihnen das Kloster?“

„Wüste! — sonst wäre ich ja nicht zurückgekommen.“

„Haben Sie den gesuchten Frieden dort nicht gefunden?“

„Doch!“

„Ja, warum sind Sie nicht geblieben?“

„Nachdem ich den Frieden gefunden hatte, war er eben

nicht mehr dort oder außer mir zu gewärtigen, sondern er war in mir, und nun will und soll er weiter. Nun sind meine zwei Aufgaben, die Pflicht gegen Gott oder mich selbst und die gegen die Welt klar und klar verflochten und jede fördert und reinigt die andere: die christliche, die Beseelung und Vollendung der eigenen Person, die musikalische, im Dienste der großen Meister die Beseelung der Welt."

Er schwieg, sah vor sich hin und dachte: Wozu red ich nur das alles! Wie komm ich dazu!? Das ist ja schamlos! hob dann wie von ungefähr das Auge über den Tisch, zu ihr hinüber und fand, daß sie mit dem Ausdruck herzlichen Nachdenkens den vollen Blick fest auf ihn gerichtet hielt. Eine ganze Weile sahen sie einander so an, und er dachte: welch eine kräftige, einfache Person! Endlich sagte sie:

„Gott helfe Ihnen! Ich verstehe schon, was Sie sagen, und wie Sie es meinen; aber — es wird mir schwer.

Ich bin ja nun auch wieder hier, und mir ging es etwas anders. Ich war mit Neugier und Erwartung ins Kloster getreten, ich hatte es mir in seiner Weise schön gedacht und fand es sehr wenig schön. Es fehlten mir die Menschen, denen ich helfen oder zu

Liebe leben konnte, ich fühlte mich gänzlich wert- und zwecklos. Die religiösen Pflichten ergriffen mich nicht fester als vorher schon, ich hielt mich für leidlich wohlgeartet und fromm, konnte kein besonderes Sünder- und Büßerbewußtsein in mir aufbringen; wenn ich gebetet hatte, fühlte ich mich meistens befreit und geklärt und beglückt, und konnte also nicht über mein Bedürfnis beten. Ich empfinde mein erträgliches Gewissen als eine Gnade Gottes und kann diese Gnade nicht in den Wind schlagen und mein Gewissen beschmutzen, indem ich gegen mich selbst auf der Lauer liege und auf die Dummheiten und Schwächen Jagd mache, die mir durch den Sinn gehen. Ich weiß, was Ernst ist, und gehe dem Schweren nie aus dem Weg; aber ich kann das Häßliche nicht gelten lassen; wenn es außer meiner Macht liegt, so wende ich mich ab, andernfalls mache ich kurzen Prozeß. Ich war also anfangs und lange Zeit unter den zum Teil übertrieben frommen, zum größeren Teil ganz unfrommen altjüngferlich giftigen Schwestern im Kloster recht unglücklich und wußte mir nicht zu helfen. Aber man kann halt nicht leben, ohne sich mit seiner Umgebung zu befreunden, ich gewöhnte mich und fand eines Tages, daß ich anfing, mich über die Menschen und Dinge

zu freuen und mich tätig dazwischen zu schieben. Damit war es gewonnen, und ich fand mit der Zeit im Kloster die Ruhe, Sicherheit und Freude wie vorher zu Hause wieder. Als aber unser Kloster aufgehoben wurde, mochte ich mich doch mit dem Gedanken, Ursulinerin zu werden, um Nonne bleiben zu können, nicht befreunden, ich mußte die Aufforderung, in die Welt zurückzukehren, auch als Gnade Gottes empfinden, und nahm sie, befreit und einig mit mir, an. Nun lebe ich, nicht viel freier als im Kloster, nicht viel gebundener als in meiner Jugend hier und bin glücklich, unter tätigen Menschen tätig sein zu können, für Menschen, die ich sehe, statt für die Kirche zu arbeiten, diesen Knechten und Mägden durch die Wildnis ihrer Torheit und Triebe weiterzuhelfen."

„Gnade —?" wiederholte er und dachte daran, wie lange er mit Verzweiflung an diesem Rätsel herumgedacht, wie schwer er sich mit dem fürchterlichen Begriff der Gnadenwahl abgefunden habe.

„Ja —" betonte sie, indem sie sich erhob, „worüber könnte man sich mit mehr Recht freuen!"

„Über ein Gelingen, einen Erwerb, eine Eroberung —"

„Würde das alles geraten ohne Gnade —? — Aber — ich höre, daß man mich ruft und daß es im

Hause lebendig wird. Kommen Sie, wir wollen die andern überraschen!"

Das geschah. Er wurde herzlich freudig begrüßt und weckte Widerstand, als er — in plötzlicher Regung — angab, daß er nicht bleiben, sondern gegen Abend schon weiter wollte. Er mußte vorneweg die Nacht zugeben. Und es zeigte sich auch, daß er erst in der späten Stunde des Zubettgehens mit der Erfüllung der vielen Ansprüche fertig wurde. Denn er mußte mit dem alten Herrn, der sehr abgenommen hatte, langsam und deutlich die Ställe und Scheunen, Weiden und Felder betrachten, Änderungen und Neuerungen besprechen, seine Meinung abgeben und wiederholt hören, daß ein Landwirt an ihm verlorengegangen sei. Er mußte zu den Knechten und Mägden sitzen, sie ausfragen und ihnen erzählen, mit ihnen singen und ihnen auf der Geige vorspielen. Es war gar nicht anders zu machen, als daß er mit dem Sohne des Hauses, seinem ehemaligen Arbeitskameraden, über Land ritt; denn eine Stunde weit in einem Gute stand ein schönes Reitpferd, um das der junge Herr gerade einen zähen Handel unterhielt; das mußte angesehen, begutachtet und, als der Kauf dann endlich beschlossen war, auch noch mit Wein begossen werden. Nach der

Rückkehr kam dann erst das Zusammensitzen um den abendlichen Familientisch, das Berichten über die Jahre und Erlebnisse, das Besprechen alter, das Entdecken neuer Beziehungen und nicht zum wenigsten die Musik, die Josef zum Teil in vierhändigem Spiel mit Charlotten, zumeist aber allein unermüdlich spendete. Er hätte gar nicht früher fertig werden können. Ja, als er sich am andern Morgen verabschiedet hatte und schon auf dem Pferde saß und alles „auf Wiedersehen" rief, da sagte Charlotte lächelnd:

„Unser Gespräch ist ja noch gar nicht zu Ende: Sie müssen schon noch einmal wiederkommen!"

„Gewiß!" erwiderte er, „obschon es eines von den Gesprächen war, die nie fertig werden."

In heller Freude ritt er davon und, nachdem er bergab sein Pferd geschont hatte, ließ er es dann nach Herzenslust traben. Er hatte nichts anderes als Freundschaft erwartet, und war nun doch so beglückt, sie gefunden zu haben. Daß man ihn noch ganz als Landwirt nahm, war ja hier begreiflich, und erheiterte ihn; daß er gleich bei der Begrüßung, der vorherigen Absicht und der Notwendigkeit entgegen, in einer plötzlichen spröden, abwehrenden Anwandlung gesagt hatte, er könne nur den einen Tag bleiben, das be-

fremdete ihn noch immer, doch beruhigte er sich bei dem Bewußtsein, ohne Vorbedacht und Berechnung aus dem Gefühl und geheimsten Willen gehandelt und es nicht einen Augenblick bereut zu haben und so in höherer Wahrheit geblieben zu sein, als wenn er die äußeren Umstände hätte über sich schalten lassen. Zudem war ihm seine Zufriedenheit mit dem Besuch der Beweis dafür, daß alles stimmte. Er ritt gehoben und seiner sicherer voran, nutzte diese Erfahrung und hatte mit der zweiten Hälfte seiner Reise mehr Glück als mit der ersten; er kam erfrischt und zufrieden wieder zu Hause an.

Hier fand er Gelegenheit, noch ehe er seine Stelle als Geiger in Wien antrat, sich in einer besonderen Aufgabe zu versuchen. Ein Prinz, der längere Zeit als Kommandeur in der Stadt residiert hatte und nun abberufen war, sollte von den Offizieren durch ein besonderes Abschiedsfest gefeiert werden, und Josef wurde gebeten, durch ein huldigendes Singspiel zu der Feier beizutragen. Mit Hilfe eines versgewandten Offiziers brachte er nach einer drollig-gütigen Anekdote aus des Fürsten Leben eine komisch-rührende Handlung zustande, so daß sie von selbst in eine Huldi-

gung auslief. Er hatte nicht viel Zeit, mußte im Trab komponieren, danebenher schon die fertigen Teile mit der Kapelle und den Sängern einüben, war plötzlich in einem ihm bisher unbekannten äußeren Wirbel und fand kaum des Nachts Ruhe, aber er fühlte sich frisch und unermüdlich und so befriedigt, als hätte sein Temperament schon immer nach dieser Anspannung geschmachtet. Und so geriet das Ding denn auch nach Wunsch, und die Aufführung verlief zur Rührung und Freude des Gefeierten und zu einem kleinen Triumph der Spieler und des Komponisten. Der Fürst begnügte sich nicht damit, in Worten zu danken, er hatte freigebige Geschenke vorgesehen, und Josef bekam zu seiner Überraschung und Beschämung eine kleine, gefüllte Dose.

Das Ding brannte ihm in der Hand, brannte durch seinen ganzen Körper, in seinem Herzen, in seinem Stolze. Er hatte von Hause aus wenig Schätzung des Geldes, hatte sie im Kloster, wo ihm nie ein Heller durch die Finger ging, gänzlich verloren und hatte sich in den paar Monaten seitdem nur eben wieder an den gelegentlichen Gebrauch des Geldes gewöhnt. In den Verhandlungen wegen seiner Anstellung als Geiger war auch die Bezahlung, und zwar mit Wichtig-

keit besprochen worden; aber das war für sein Empfinden nicht viel anders als eine theoretische Rechtsfrage gewesen. Nun zum ersten Male und gar, wo er sich als alter Regimentskamerad zum Besten geben wollte, wurde er abgelohnt, nicht wie ein Kamerad, sondern wie ein fremder Musiker, und er empfand in einem die Pein, nicht mehr dazu zu gehören und bezahlt zu sein. ‚Wie ein Schnurrant, der im Vorbeiziehen aufgespielt hat und seinen Sechser zugeworfen bekommt!‘ zürnte er in sich hinein, wurde aber eben von diesem Beispiel festgehalten, und fragte sich, aus welchem Recht er den Vergleich mit dem herumziehenden Musikanten als Demütigung empfinde. ‚Der Schnurrant‘, sagte er sich, ‚spielt aus Freude an seinem Können, aus dem Trieb, den andern zu bewegen — wie ich — und wer ihm Dank oder Gegengabe mißgönnt oder mit Geringschätzung mischt, der stellt sich selber bloß. Dieses zierliche Döschen wurde mir mit gütigen Dankesworten als übliche Anerkennung gegeben und ich muß es so nehmen und würdigen lernen!‘ Und nachdenklich im Garten sich durch die Menge bewegend trug er das glänzende Ding in der Hand vor sich her, nicht anders als ein Heiliger sein Martergerät; — bis ein lächelnder Blick, der ihm vielleicht nicht

einmal galt, ihn auf sich selbst und sein Behaben aufmerksam machte: da steckte er sein Geschenk ein, suchte seinen Platz und gab sich dem Treiben des Abends hin.

Als es später wurde und schon manche Laterne einen verlassenen, wüsten Tisch beschien, sah er sich nach seinem Vater um, und fand ihn endlich innerhalb einer dichten Menschenmauer an einem Tische sitzen und dem Kreisen der Roulette zusehen. Vier zu Stumpen verbrannte Pechfackeln wurden eben aus ihren Ringen an den Bäumen gerissen und durch frische ersetzt, das heller aufschlagende Licht machte, daß viele erquickt um- und aufschauten, und dabei erblickte er auch seinen Vater und wie er eine Weile seine Augen mit kindlicher Freude an dem ins Dunkel tropfenden Lichtgold der hastigen Fackeln weidete.

Josef betrachtete das Treiben, bis ihm ein früherer Kamerad zurief: „Nun, willst nicht auch mitmachen? Wozu hast denn Geld im Beutel?“

Ein anderer sagte, mehr schonend als geringschätzig:

„O laß den! der spielt nicht.“

Josef aber, plötzlich wieder an seinen Lohn erinnert, empfand ihn wieder mit dem ersten Unmut, er rief:

„Warum sollt ich nicht spielen?!“ griff in die Tasche

und drängte sich an den Tisch. Er öffnete die Dose, beugte sich hinüber und leerte sie hin.

„Wieviel?“ fragte der an der Roulette.

„Zähl's!“ entgegnete Josef; bedauerte aber schon, als jener zu zählen anhob, daß er das Geld hier in den Wirbel warf, statt es etwa den Soldaten, die bei der Aufführung mitgewirkt hatten, zu verteilen. Indessen wurde die Roulette gedreht, und er gewann. Er ließ sich die erst gesetzte Summe wieder in die Dose füllen und ließ den Gewinn stehen. Er gewann wieder. Er spielte weiter, indem er nun immer alles stehen ließ. Ob wenig oder viel dagegen gesetzt wurde, er gewann und war schon Herr einer großen Summe. Einer klopfte ihm auf die Schulter und flüsterte:

„'s ist alles nur ein Weilchen schön!“ Andere gaben ihm aus alter Spielerfahrung Ratschläge, er achtete nicht darauf und spielte weiter. Die Spielwut der andern entzündete sich an seinem Glück, die einen borgten Geld, um weiterspielen zu können, andere ließen sich verführen, auch einmal ihr Glück zu versuchen. Er gewann. Ein Haufen Gold lag auf dem Tisch, ein Vermögen. Er setzte es weiter. Er starrte auf die besessene Roulette, schüttelte traurig den Kopf und gewann. Einmal schaute er wie Erklärung suchend

in seiner Betroffenheit zu seinem Vater hinüber, da lächelte dieser, bewegte warnend ein wenig den Finger und zog die Brauen in die Höhe, als wollte er sagen: trau nicht zu sehr! Josef antwortete mit schwachem Lächeln und schüttelte den Kopf. Der Atem wurde ihm schwer, ihm graute, als könnte das Spiel ewig so weitergehen; denn er konnte ja nicht zurück, er konnte nur vorwärts durchkommen. Er spielte, gewann, die Erregung wuchs, die Ausbrüche der Erregung, des Neides, der Freude und Schadenfreude wurden kaum mehr durch den Moment der Drehung gestillt — bis endlich ein Schrei schrillte eines andern Gewinners, eine Stille entstand, alle betroffen, höhnisch und mitleidig den Josef anstierten, und er mit befreitem Lächeln von der Last seines Herzens heruntersagte:

„Nu — endlich!“

Er stand noch eine Weile, während der andere sein Geld einstrich, und hörte, wie es um seine Ohren schwirrte:

„Siehst du —? Hättest du —! Wärst du — Meinst du —?“ dann trat er zurück und sagte zu den Ratgebern:

„Was denkt ihr denn! anders durfte es nicht enden!“

Er umschritt die Menge, um seinen Vater zu suchen; der kam ihm entgegen und sprach:

„So geht's! man treibt's immer zu weit." Dann faßte er den Sohn beim Handgelenk und fragte leiser: „Hättest es gern noch einmal versucht? — Ich kann dir schon noch was geben."

„Vater —" entgegnete Josef, „ich bin glücklich, daß es zu Ende ist. Ich war ja wie an die Galeere geschmiedet."

„Laß gut sein!" meinte der Vater lächelnd, „eine ganz erträgliche Galeere! Es war ein Vermögen. Du hättest nicht mehr nötig gehabt, als Geiger nach Wien zu gehen."

„Das will ich aber doch!"

„Dann hättest es mir gegeben, ich hätte das Haus nicht zu verkaufen brauchen. Aber — wer denkt an so etwas in der Hitze des Gefechtes!"

„Ich war ganz ruhig und dachte vom zweiten Spiel an immer nur: Hoffentlich verliere ich jetzt! — Ich kann doch nicht ein Geld, ein Ungeld, das ich zu verdienen nicht im Stand und nicht gesonnen wäre, durch einen Schwindel, eine Vorspieglung und Beneblung aus so und so viel fremden Taschen ziehen und mir aneignen!"

„Halt!“ rief der Vater, stehenbleibend, „darauf muß ich eine Prise nehmen! Du bist ein komischer Zwickel! Warum sollst du nicht berechtigt sein, zu gewinnen, wenn du doch auch zu verlieren bereit bist!“

„Weil ich auf jeden Fall verliere, was ich zu verlieren nie bereit sein soll.“

„O laß mich aus!“ erwiderte der Vater. „Hüte dich doch, Dinge schwer zu nehmen, die kein eigenes Gewicht haben!“

„Ich nehme nur mich schwer, und auch das nicht immer. Sie waren ja schon einige Male mit meiner Leichtigkeit nicht einverstanden. Ich habe auch vorhin keinem Menschen das Spielen verdacht außer mir. Ich habe nämlich nicht zum Vergnügen gespielt, sondern nur, um das Dosengeld, das mir gegen den Stolz ging, loszuwerden. Im nächsten Augenblick schon sagte ich mir, daß ich es auf bessere Weise hätte loswerden können, und als ich gewann, tat ich den Einsatz wieder in die Dose und spielte mit dem Gewinn nur weiter, um ihn zu verlieren, — was also auch nicht so leicht ist! Das Geld in der Dose wollte ich den Soldaten geben; unterdessen ist mir aber aufgegangen, daß es sich nicht darum handelt, das Geld loszuwerden, sondern meine Empfindlichkeit. Ich werde

mir das Geld also nicht aus den Augen schaffen, sondern in der Dose und Tasche behalten und mich mit dem Gedanken an seine Erwerbung befreunden — oder wenigstens dagegen abhärten."

„Abhärten!" spottete der Vater. „Ich fühle schon eine Hornhaut um dein Herz wie an deinen Geigfingerspitzen."

Kurz danach reiste er nach Wien. Er spielte Winter und Frühjahr hindurch in einem Orchester und außerdem in eigenen Konzerten und erwarb soviel, daß er bei seinen geringen Bedürfnissen in bequemstem Maße zu leben hatte. Die Konzerte aber, zu denen er sich meistens mit zwei oder drei Kollegen zusammentat, fügten sich mehr seinem musikalischen Missionsdrange und glückten so, daß er es wagte, die sehr abhängige Stelle in der Kapelle wieder aufzugeben und sich fortan ganz auf Konzertspiel in immer weiterem Umkreis zu verlegen. Nach dem jahrelangen Festsitzen an demselben Ort und vor derselben inneren Aufgabe erquickte ihn der weite Spielraum, das Hin- und Herspielen durch den weiten Raum nach immer demselben, immer frischen Ziele; Erwartung, Neugier, Bangen, Entdeckung und Enttäuschung, Erfolg und Mißlingen,

Triumph und Zorn lösten einander in gesundem Wechsel ab, der Verkehr mit immer andern Menschen in neuen Verhältnissen entschädigte ihn für die jahrelange Abgeschlossenheit und gab ihm bald das Gefühl und die Ruhe des Verflochtenseins in sein Volk zurück, wie er's bedurfte. Immer zufriedener und belebter kehrte er von diesen Reisen heim zu seinem Vater; denn bei diesem hatte er sich wieder festgesetzt. Immer unternehmungslustiger zog er nach ruhigen Monaten des Studiums wieder aus, bald nach Ungarn oder bis Oberitalien, bald durch Böhmen, Sachsen, Thüringen und weiterhin, ein mutiger Soldat der Kunst, wie er sie im Banne der Söhne Bachs, Glucks, Haydns und Mozarts empfand und verstand, ein begieriger Lehrling zugleich des in Deutschland kämpfenden geistigen Lebens.

So verging die Zeit, beruhigte und festigte sich sein Dasein.

Und eines Tages, als er wieder heimgekehrt war, befiel ihn die Ruhe wie eine Leere und die Festigkeit der Einrichtungen und Gewohnheiten wie klösterliches Erstarren und Erkalten, sein Herz zersprang und verglühte vor Ungenügen und Sehnsucht; Haus und Heimat und die ganze Welt zerschmolz in dem hinaus-

fressenden Brande, unzerstört aber, unberührt und ungetrübt im Mittelpunkt dieser Welt von Glut war eine Frau. Sie hatte sich schon manches Mal unversehens eingestellt, als Erinnerung und als künftige Freude. Nun plötzlich war sie in ihm, seine Flammen aus aller Welt herzwingend zum dienenden Himmel um sich herum, durch seine Flammen von aller Welt geschieden.

Am Abend hatte er eine Unterredung mit seinem Vater. Der alte Herr umarmte ihn mehrmals vor Rührung und Freude, stand plötzlich auf und humpelte eilig hinaus und die Treppe hinab, kam wieder mit einer Flasche Tokayer und stieß mit dem Sohne an. Vor Erregung hin- und hergehend begann er von seiner Frau und längst vergangenen Zeiten zu erzählen und endete damit, daß er die Geige in die Hand nahm und den Sohn an das Klavier winkte. Und tief in die Nacht hinein spielten sie über strömende Erinnerung und stauende Sehnsucht hinweg, tranken das dunkle Gold des Weines in die unersättlichen Herzen und sprachen wenig.

Am folgenden Tag suchte Josef den Goldschmied und andere Läden auf, am dritten Tag saß er auf dem Pferd und ritt ins Land.

Auf dem Gute fand er den alten Herrn nicht mehr,

den jungen verheiratet, alle Hände voll Arbeit. Als er Charlotten nicht sah, fragte er schließlich nach ihr und ward in den Garten gewiesen.

Auf dem Wege dahin überkam ihn der Sturm, und im Glück seines Willens lief er, rannte er, drei, vier Sprünge, riß sich zurück und zwang sich zu wandelndem Schritt und hörte nun hinten im Garten oder hinter dem Garten auf der Wiese Kinder singen und eine Frauenstimme dazwischen, voll und stark aufsteigend wie Allelujah aus dem Kirchenchor, und im Herzen sang er mit und überjodelte den Gesang; seine Augen brannten kreuz und quer durch den Garten, zwischen den glühenden Tupfen der Rabattenblumen hin, über die langgestreckten Beete, die räumigen Quartiere in ihrer klaren Buchseinfassung, durch Büsche und Bäume; aber weder hinter dem blaßgrünen Wall der Erbsen, noch aus dem blütenbehangenen Wäldchen der Bohnen tauchte die Gesuchte auf, nur der Gesang kam näher, die Herzenslust der dünnen Kinderstimmen, der Lobgesang der Frau. Und plötzlich, mitten in der Figur brach die Frauenstimme ab.

Der Gesang hatte Charlotten überkommen und sich aus ihr emporgerungen wie eine Beichte, wie schon manches Mal, wenn die Kinder sangen; in dem ge-

waltig ausströmenden Tone hatte sich ihre ganze Leibes- und Seelenkraft zu einem befreienden und beglückenden Opfer vereinigt; — mit einem aber zerfiel ihr der Ton in der Kehle, sie sah sich um und fühlte ihr Herz klopfen. Kam da nicht ein Schritt? Sie horchte, hörte aber nur ihren Herzschlag und halb diesem und dem Kindersingen um sie her, halb ihrem eigenen verklungenen Gesang in die Ferne nachlauschend blickte sie aus dem Gartenhäuschen, wo sie bei der Näharbeit saß, hinaus auf den Weg, ihre Hände ruhten und sie wußte nicht, daß sie wartete.

Und als dann am Hauptweg wirklich ein Schritt schallte und nun in den Randweg gegen das Türmchen her einbog, da blieb sie sitzen und rührte sich nicht und dachte: ist er's? oder ist es ein Spuk?

Aber auch die Kinder schauten auf und ließen eins nach dem andern das Singen, und er kam rascher her — und sah sie in der grünlich weißen Halle inmitten der Kinder sitzen. Sie regte sich nicht, ihre graublauen Augen waren weit aufgetan und schauten ihm wartend voll Freude entgegen. Er vergaß die Worte, die er gegen die Überraschung des ersten Augenblickes sich vorgesagt hatte, der kindlich klare, aufrichtige Ausdruck ihres Herzens ergriff und bezwang ihn und,

wie sich der Badende in das verlangende Wasser stürzt, so war er mit einigen schnelleren Schritten bei ihr, ergriff und küßte ihre Hand. Dann blickte er in ihre Augen, wie sie in die seinigen, und sagte:

„Grüß Gott! wie schön, daß ich Sie so gesund und so wiederfinde!“

„Wie schön!“ erwiderte sie.

Dann begrüßte er die Kinder und sprach mit ihnen, dann sagte er zu Charlotten:

„Sie sitzen also nicht immer unter dem Birnbaum?“

„Nicht immer.“

„Ich war sehr verwundert, als ich an ihm vorbeikam. Ich hatte Sie so oft in meinen Konzerten sitzen sehen, in Wien und in Dresden, in Prag und in Bamberg, daß ich doch einmal nachsehen mußte, ob man hier noch etwas von Ihnen weiß.“

„Sie haben mir ja versprochen, wieder zu kommen, und sind ja nicht so lange ausgeblieben, daß ich denken konnte, Sie hätten es vergessen.“

„Bin ich lange fortgeblieben?“

„Ja,“ erwiderte sie, dachte an die schwere Überwindung dieser Zeit und setzte hinzu: „aber ich habe mir die Zeit nicht lang werden lassen. — Kinder —!“

rief sie diesen zu, die starr und staunend dasaßen, „macht keines dem Gaste Platz?“

Die auf Stühlen saßen, hüpften sogleich herunter auf ihre nackten Füße, schoben die Stühle mit Gepolter näher, und eine Kleine faßte ihr Rockschwänzchen und wischte damit über den dargebotenen Sitz.

„Und nun könnt ihr“, fuhr Charlotte fort, „auf die Bleiche gehen und mir die Stücke begießen; aber sorgfältig, daß kein Fädchen hell und trocken bleibt!“

Die Kleinen gingen, blickten nach einigen Schritten um und fingen an, zu rennen.

Josef sah Charlotten mit knabenhaftem Lächeln an und winkte mit dem Kopf den verhallenden Kinderschritten nach. Ihr Blick fragte, was er meinte, und er antwortete:

„Ich möchte Sie auch so bei der Hand fassen und fortreißen und mit Ihnen weglaufen — aber weiter als zur Bleiche!“

Sie glänzte und fragte:

„Weiter —?“

„Den Hügel hinab und durch den Wald und weiter — weiter, bis dahin, wo wir zu Hause wären.“

„Zu Hause —?“ wiederholte sie.

„Hier sind Sie ja für mich nur der Gast, wie ich für Sie der Gast bin.“

Er küßte ihre Hand, umfaßte dann Charlotten und küßte sie auf den Mund.

Sie hielt seine Hand mit beiden Händen fest und schaute sich mit verwundert lachenden Blicken in ihn hinein, zum erstenmal ohne Scheu, und vermochte nichts dagegen, daß ihre weit offenen, vertrauenden Augen sich mit Tränen füllten.

Als er aufstand und sie emporziehen wollte, fühlte sie, daß Schere und Näharbeit ihr vom Schoße glitten, sie griff danach und drehte sich zum Tisch, um die Dinge abzulegen. Sich wieder aufrichtend streifte sie mit dem Blick über den aus vielen Schliffen zusammengesetzten venezianischen Spiegel an der Wand und wurde festgehalten. Betroffen schaute sie und fand sich und Josef forschend und sinnend im Spiegel stehen. Sie blickten stumm in die eigenen Augen. Jedes suchte das Bild des andern. Ihre Blicke kreuzten sich, begegneten sich, hafteten ineinander. Jedes Auge kehrte ergriffen wieder in den eigenen Blick zurück. Und aus dem, den Hauptspiegel mehrfach umrahmenden Rand kleiner und kleinerer Spiegel drang es in Wellen auf sie herein: aus all den Spiegelchen, aus jedem einzelnen tauchte dasselbe Paar hervor, in jeder Zelle dieser seltsamen kristallenen Zellenwelt eingefangen und

abgeschieden, und wartete. Charlottens und Josefs Blicke flogen suchend im Kreise darüber hin und mußten zu dem Lichte der eigenen rätselhaft leuchtenden Augen zurück.

Endlich wandten sie beide sich gegeneinander und mit entschleierten Blicken und ernüchtertem Ernst prüften sie einander. Aber sie fanden dieselbe Freude und dasselbe bereite Vertrauen, sie streckten einander beide Hände entgegen und drückten sie und nickten einander mit der Innigkeit des Wiederfindens zu und endlich umarmten sie einander und hielten sich lange, Wange an Wange, — — bis ein rotes Licht, durch den Raum lodernd, sie aufschreckte. Sie sahen den Spiegel in Glut und Flammen. Die sinkende Sonne war fern hinter einer hohen Scheune zum Vorschein gekommen, und ihr roter Widerschein im Spiegel zerriß und zerspliß, zerplatzte und zerblitzte in unzähligen roten und bunten, harten, scharfen, stechenden Strahlen und Flammen, Blitzen und Funken und Feuerspritzern. Dem Josef war, als hörte er die wilde, klirrendschmetternde, schrillkreischende, bluthungerige, todeslustige türkische Kriegsmusik, die ihm sein Vater manchmal geschildert hatte. Sie standen und blinzelten bald nach dem Spiegel, bald nach dem Sonnenball und verfolgten, wie er sich

nun schon hinter ferne Bäume schob und den Spiegelbrand mit ärmer und dünner und seltener werdenden Strahlen wieder in sich zurückzog und verschwand. Und nun sahen sie sich wieder im Spiegel, im desto kühleren Lichte still und vereinsamt trotz der Menge.

Josef ergriff Charlottens Hand und sie zierlich hochhaltend machte er der zahlreichen Gesellschaft im Spiegel lächelnd eine würdige Verbeugung und zog das Mädchen in den Garten hinaus.

„Dein Bruder wird dich nicht gern hergeben," fing er an.

„Gern —? Ich bin ja hier nicht mehr nötig, seit die junge Frau da ist, wenn auch manchmal sehr bequem; aber solange Kinder fehlen, bleibe ich entbehrlich. — Gern —? er war immer sehr gut gegen mich, und nun wird es ihn kränken, daß er mir nichts mitgeben kann. Ein kleine Mitgift habe ich ja damals dem Kloster zugebracht, und der Staat hat sie mir nicht zurückgezahlt, als er uns austrieb; nur eine kleine Rente bekomme ich, solange ich im Gelübde bleibe; wenn ich nun um Dispens nachsuche, verliere ich auch die."

Er lächelte sie an und sagte, genau so habe er es sich gewünscht.

„Warum gewünscht —?“ fragte sie verwundert.

„Ja, gewünscht! Im Kloster kam es mir manchmal erbärmlich vor, so geschützt wie ein Kanarienvogel dazusitzen, während andere dem Glück und Unglück, Gewinn und Verlust ausgesetzt waren, sich in herzhaften Kämpfen bewährten oder verloren. Seit ich nun wieder an der Luft bin, freut mich jeder Zufall, der mich herausfordert. Und so soll es bleiben! Ich will auf eigenen Füßen stehen, solang ich's vermag, und immer fühlen, daß der Boden unter mir eine Kugel ist. Ich will gute Musik machen, die beste, die ich verstehe; aber das ist meine Natur, das macht mir keine Mühe, dazu brauche ich mich nicht zu zwingen. Ich möchte aber auch etwas Schweres tun, wozu ich alle Willenskräfte zusammennehmen muß, wobei ich fühle, daß ich meiner Natur etwas abgewinne oder vielmehr hinzugewinne. Das Geld ist ein Teil der Welt, die mir versagt ist, die ich nicht fühle; Geld hat für mich keinen Reiz, ich habe nicht einmal wie mein Vater und Bruder Vergnügen daran, es zu verschwenden, ich denke nicht daran, ich laufe tagelang ohne einen Heller in der Tasche herum. Und da freut es mich nun, nicht dem Vater auf dem Beutel zu liegen, sondern mich mit diesem fremden Dämon

einzulassen, Geld zu verdienen, soviel ich brauche und brauchen werde, mich in das Gedränge des Erdenlebens, dem wir bestimmt sind, einzufügen, ohne ihm meinen Trieb, meine Schwäche oder Leidenschaft zu geben. Das gehört nun zu meiner Religion, und ich glaube, Christus würde es nicht viel anders meinen."

„Ich bin anders zu denken gewöhnt," sprach sie, „aber es ist schön so, und ich will sorgen, daß du nicht zu viel verdienen mußt."

„Was nötig ist, und darüber für die offene Hand."

Der Bruder freute sich für die Schwester und im Sinne des verstorbenen Vaters, der diese Möglichkeit noch bedacht hatte, wie aus gutem Herzen und Familienstolz sorgte er für sie. Und so konnte sie, nachdem sie von ihrem Gelübde losgesprochen war und Herbst und Winter hindurch der Beschaffung und Bereitung ihrer Aussteuer obgelegen hatte, als wieder die Bäume blühten, Hochzeit machen und die gemietete städtische Wohnung mit ihrem Mitgebrachten ausfüllen, mit beglückter Arbeit und verflechtender Erinnerung.

Josefs Vater, der alte Oberleutnant, der sein Haus längst verkauft und seitdem zu Miete gewohnt hatte, fügte sich nun in den Haushalt des Sohnes ein, wie

dieser bisher in den väterlichen; der andere Sohn, Franz, nun auch Oberleutnant, war im Türkenkrieg.

Die Jahre vergingen. Je einige Monate, meist den Sommer verbrachte Josef zu Hause, sich erholend, sich vorbereitend, unterrichtend, den größten Teil des Jahres war er abwesend, bald auf kürzeren, bald auf ununterbrochen weitführenden Rundreisen. So verdiente er sich seinen Unterhalt, diente er der Kunst, mühte er sich, die christliche Gestalt eines Menschen, wie er sie fühlte, aus sich herauszustellen, zu festigen, zu vervollkommnen. Die Widerstände, die er fand, waren meist bekannt oder erwartet, wurden bekämpft und überwunden oder, nicht überwunden, als weitere Aufgabe mitgeschleppt. Es war der alltägliche Kampf des wachen Gewissens, mehr nicht — nicht weniger. Er schlug sich schlecht und recht durch, und seines Willens und Wesens sicherer zu werden bei aller Ohnmacht war ihm Ersatz und Gelingen.

Kinder wurden ihm geboren — in seiner Abwesenheit. Es war ihm nicht vergönnt, eines aus den Händen der Wehmutter entgegenzunehmen, wenn es zart und verletzlich wie ein Pflanzenkeim, der doch den harten Boden wunderbar durchbricht, sich in diese Welt eindrängt, sich gewalttätig Platz macht, herrscht, die

Uhr des Lebens verstellt, die Herzen bezwingt, nur dadurch, daß es ein Anfang verwandten Wachstums ist, daß es wird. Kinder starben ihm in seiner Abwesenheit; erst wenn er heimkehrte, verlor er sie; wenn er wieder draußen war, lebten sie in ihm auf, blieben ihm mit den andern auf seinen Wegen und in seiner Sorge gegenwärtig, verschwanden bei der Heimkehr und waren in der Fremde wieder bei ihm, und erst allmählich, indem sie hinter den größer werdenden Geschwistern immer mehr zurückblieben und nicht aus ihrer staunenden Hilflosigkeit herauswuchsen, sanken sie aus seiner Gegenwart hinaus in die Erinnerung. Zwei Kinder blieben ihm, schön, kräftig, wohlgeartet, in ihren Herzen so innig verfreundet, wie es die Eltern von ihren Kindern wünschen und so selten erleben.

Diese sah er wachsen und sich formen. Sooft er heimkam, fand er andere Kinder vor, als er verlassen, in sich getragen und erwartet hatte. Bald waren sie schlanker, bald dicker, bald stiller, bald heftiger, bald schlugen sie in die väterliche, bald in die mütterliche Art, bald auch schienen ihre Gesichter in der Familie ganz neu zu sein. Ebenso unvermittelt verschieden erschienen ihm manchmal die Äußerungen ihrer geistigen Anlagen und Triebe: was den Knaben das eine Mal

unablässig beschäftigte, war übers Jahr gänzlich verdrängt durch anderes, lockte nicht einmal mehr aus der Ferne, war vergangen, wie aufgezehrt vom weiteren Wachstum. Für Mutter und Großvater, die jeden Tag mit den Kindern verlebten, verwischten sich die Unterschiede zu dem Eindrucke eines unaufhörlich schwankenden Kreisens um den Mittelpunkt, einer nur selten tiefer ausschwankenden Kreiselbewegung; der Vater aber sah mehr die Unterschiede und Gegensätze, den Ausschlag der Eigenschaften und Fähigkeiten, die Stockwerke ihres Baues, er empfand den geheimnisvollen eigenen Willen ihres Wachstums für sich als Schranke, als Gebot der Zurückhaltung, und konnte doch den Willen selbst, den in der Einheit sich schon verratenden Sinn ihres Wachstums, aus den Stücken nicht sicher erkennen. War er gegen sich selbst manches Mal hart und gewalttätig gewesen und war es noch, so scheute er sich hier fast vor dem einfachsten Eingriff und Einfluß und war dankbar dafür, daß die gute Art der Kinder es ihm leicht machte.

Seine Frau dagegen blieb ihm immer die gleiche. Wie er sie verlassen hatte, so fand er sie wieder. Alles, was aus ihr herausreifte, oder was sie an sich zog, das hatte er von je in ihrem Wesen gefühlt. Sie

schien dazu geboren, ein Kind in den Armen oder unter den Augen zu haben — einen Haushalt für den Winter zu versorgen — sich der Armen und Kranken anzunehmen — mit ihrem Mann in Musik, mit dem Großvater in den Entzückungen seines späten Griechentums aufzugehen. Gleich innig gab sie sich der Trauer wie der Freude hin, ohne sich darin zu verlieren. Was ihr Mann erwarb, das verwaltete sie gewissenhaft und manchen Gulden wendete sie Bedürftigen zu, ehe sie in dem größer werdenden Haushalt einen Sechser unbedacht ausgegeben hätte — obschon sie sich doch manche unnötige Form und Last der Lebenshaltung nur vom Herkommen, von Stand und äußerer Sitte vorschreiben ließ, manches einhielt, weil „man das muß", weil „das nicht anders geht". Wer aber arm oder krank war, der hatte ein Anrecht auf sie, und mit der Zeit sammelte sich in ihrem Hause eine kleine Armenhofhaltung, die nach unverrückbar strenger Einteilung des Tages und der Stunde zuging, heiter und herzlich versorgt und beraten wurde und bei der im Kloster und Gutshof erfahrenen Frau doch eher Zurechtweisung als Verweichlichung fand.

Wenn Josef von der Reise zurückkam, sah er sich so ohne Störung als Mittelpunkt des Hauses, daß

ihm war, als sei er das auch in der Abwesenheit. Das Frauenbild aber, das in ihm mitgereist war, das stündlich als brennendes Glück, als Rat, Trost und Vertröstung zur Hand und immer nur seinen höchsten Trieben und Aufschwüngen zur Hilfe gewesen war, das schien hier nur plötzlich aus ihm hinausgetreten zu sein, durch Farbe und Licht der Dinge bereichert, um keinen seelischen Strahl verarmt, schien für alles da zu sein und in allem doch nur für ihn. So wurde die Zeit der Ermüdung, der Ausruh und des neuen Studiums eine festliche Zeit für ihn, und er brachte es nicht übers Herz, diesen Schimmer dadurch zu stören, daß er aussprach, wie schwer ihm Abreise und Abwesenheit werde, wie sehr er sich sehne, zu Hause zu bleiben. So auch die Frau. Zwischen Kommen und Gehen war die Zeit gespannt wie eine Saite, die ihren Ton hält.

Auf einer Reise durch Oberitalien gab Josef mit seinen Genossen auch einige Konzerte beim alten Herzog von Parma, gewann durch seine Kunst und Art dessen Wohlwollen und wurde von ihm beauftragt, an Stelle der in den Kriegswirren verflüchtigten Kapelle eine neue zusammenzubringen und auszubilden.

Freudig griff Josef nach dieser größeren Aufgabe und hätte nun, durch diese Anstellung festgelegt, dauernd seine Familie bei sich haben können; aber die Scheu vor Entwurzelung, die Unsicherheit aller Dinge in jener Revolutionskriegszeit, endlich die Rücksicht auf den Vater, der wohl doch in der Heimat hätte bleiben wollen, bestimmten ihn, das Amt nur so anzunehmen, daß er die gewohnte Sommerszeit bei den Seinen verbringen konnte.

Aber schon seine erste Urlaubsreise mißglückte. Die Heere Österreichs und Frankreichs wogten kämpfend hin und her, bald waren die Straßen versperrt, bald allzu unsicher, bald wurden ihm mitten auf der Landstraße von Marodeuren die Pferde vom Wagen abgespannt. Er geriet in das französische Heer hinein, wurde hin- und hergedrängt und auf Weiterbeförderung vertröstet, er machte sich durch Konzerte angenehm und faßte immer neue Hoffnung; als er aber einmal so unvorsichtig war, bei einem Meinungsstreite der Offiziere durch eine Zwischenbemerkung zu zeigen, daß er vom Artilleriewesen mehr verstehe, als einem Musiker unbedingt nötig ist, da war es um seinen harmlosen Ruf getan, man ließ ihn nicht mehr aus den Augen, und er konnte froh sein, daß es ihm endlich

noch glückte, wieder nach Parma abgeschoben zu werden.

Dieses Mißgeschick war um so schmerzlicher, als weiterhin auch die Briefe ausblieben, und er nicht hoffen konnte, daß seine Nachrichten die Heimat erreichten. So war er ein und dreiviertel Jahre fortgewesen, als es ihm zu Anfang des folgenden Sommers über die Adria gelang, nach Deutschland durchzukommen. Und noch nie hatte er die brennende, bange Ungeduld empfunden, mit der er sich nun Tag für Tag und Ausspannung um Ausspannung seiner Vaterstadt näherte.

Endlich rollte der Wagen durchs Tor, das Posthorn klang durch die heimischen Straßen und mußte auch von Josefs Familie gehört werden. Als er an dem Hause vorbeifuhr, das früher seinem Vater gehört hatte, darin er geboren und aufgewachsen war, sah der Heimkehrende auf der ersten Fensterbrüstung wie auf einer Bank seinen Vater sitzen und den Stelzfuß als Stange eines schwarzgelben Fähnleins wagrecht in die Luft hinausstrecken und neben ihm, von seinem Arm gehalten, die kleine Charlotte ein Tuch schwenken, unter der bekränzten Haustür aber seine Frau und seinen Buben ihm entgegenwinken. Er ließ

kaum halten, stürzte aus dem Wagen und seiner Frau in die Arme, schwang den Buben in die Höhe, langte das Mädel vom Sims und kletterte schließlich zum Fenster hinein, um dem alten Herrn von der Stelle zu helfen.

Und die erste Freude war schon genossen, und die erste Unruhe vertrieben, und man setzte sich zum Imbiß an den Familientisch. Josef bemerkte, drüber hinsehend, daß gewählter als sonst aufgetischt sei, wunderte sich aber nicht und fragte nur, indem er die Blicke durchs Zimmer und die Wände empor wandern ließ:

„Und ihr seid wieder in diesem lieben alten Haus! Wie kommt das?“ und wendete sich an seinen Vater; denn er dachte, das Haus wäre durch irgendeine Zahlungsschwierigkeit an diesen zurückgefallen und könnte nun durch vereinte Kräfte vielleicht gehalten werden. Der Vater aber wies mit der Hand auf Charlotten, die durch einen plötzlichen Ausdruck schmerzlichen Sinnens und Gedenkens hindurch doch mit einem glücklichen Strahl ihren Mann anblickte. Und nun erfuhr er, daß im Winter nach seiner letzten Abreise, also vor fast anderthalb Jahren, die Schwägerin und einige Tage darauf auch der Bruder Charlottes an Halsbräune verstorben waren. Der Nachlaß fiel an Char-

lotte und ihre seit vielen Jahren in Prag verheiratete ältere Schwester. Briefe an Josef über diese Wendung wurden nicht beantwortet: so nahm die Angelegenheit ihren Lauf, das Gut wurde veräußert, das Ergebnis geteilt, und da gerade das väterliche Haus wieder feil war, wurde es zurückgekauft und die längst etwas enggewordene Mietwohnung verlassen. Als endlich wieder Nachricht von Josef kam, und sich zeigte, daß er, offenbar durch Verlust der Briefe, von der ganzen Veränderung gar nichts wußte, da schrieb ihm seine Frau auch vollends nichts mehr darüber und freute sich mit dem Vater und den Kindern darauf, ihn in seinem Geburtshause zu überraschen —, wie es ja nun auch gelungen war.

Josef saß ganz still da.

Der heiteren Neugier seiner Frage war bei der Nachricht vom raschen Schicksal des Schwagers und der Schwägerin tiefes Erschrecken und nachdenkliche Trauer gefolgt, und er hatte dabei einen Teil der weiteren Erzählung Charlottes überhört, hatte sich dann aber in ihrem Berichte doch noch zurechtgefunden und sah mit seltsam prüfendem Ernst seine Frau an, ließ den Blick über Vater und Kinder gleiten, schaute vor sich hin und sagte:

„Der arme Karl — der arme!“ und man empfand unter diesen Worten eine von ihnen nicht gedeckte unbekannte Schwere. Es blieb still, alle sahen ihn an. Da begann er mit den Kindern zu plaudern.

Als diese später in den Garten verlangten, wollte ihr Vater nicht mit und hieß sie gehen. Da blieb auch seine Frau und sein Vater sitzen. Endlich legte der Alte seine warme, leichte Hand auf die des Sohnes und fragte:

„Hast ihn gern gehabt?“ während schon Charlotte sagte:

„Freut es dich nicht, daß wir wieder hier sind?“

Josef blickte kurz ins Zimmer auf und erwiderte:

„Ob hier, ob anderswo, ist gleich!“

„Aber du bist — verstimmt!“

„Verstimmt —? — ich habe plötzlich keinen Grund mehr unter den Füßen, mir ist wie dem Absalom, als ihn der Baumast beim Haar faßte und in die Luft hielt: ich stauche mit den Füßen herum und finde keinen Boden, und greife mit den Händen weit um mich und finde keinen Halt außer mir.“

Sein Vater schaute verwundert und verstand noch nicht, Charlotte aber blickte ihn betroffen und mit neuem Ernst an, sah beiseite, ihre Augen zuckten überlegend hin und her, und sie sprach:

„Ich hatte mich gerade darüber gefreut — es dir auch geschrieben — daß du nun festeren Boden unter die Füße bekämst und nicht mehr so lange Zeit von Hause fern zu sein brauchtest. Du bist ja bisher nur als Gast hier gewesen."

„Ich habe mich immer als der Haushalter gefühlt, ob ich zu Hause war oder draußen. Ich fand meine Ruh, mein Gleichgewicht zum guten Teil darin, daß ich nicht nur aus einem wunderbaren und süßen Drange musizierte, daß ich zugleich auch meinen Mann stand, indem ich durch einen oft keineswegs süßen Wettkampf und Erwerbskampf meine Heimat und Familie erhielt und trug. Erst von dem Augenblick an, wo du einen Haufen Geld annimmst und meinen Haushalt darauf abstellst, muß ich mich als Gast fühlen. Aber Gast oder nicht Gast — wie kann ich mich hier einfügen?!"

„Aber, Josef, ich kann doch die Erbschaft meines Bruders nicht ablehnen! Das ist doch eine Fügung Gottes!"

„Eine Fügung Gottes war der Tod deiner Geschwister. Eine Fügung würde ich es genannt haben, wenn wir ein herrenloses Gut, auf dem das Brot vieler Menschen wächst, hätten übernehmen und mit all unsern Kräften umtreiben müssen! — Wenn du

an Gott denkst bei einem dir zugeschobenen Haufen Geld, warum nicht auch an den Teufel? — Gott hat doch nicht gesagt: wer mir nachfolgen will, der tue brav Geld in seinen Beutel! sondern — der gebe seinen Reichtum den Armen!"

„Du weißt, daß ich die Armen nicht vergesse!"

„Gewiß. Du kennst aber auch das Wort vom Scherflein der Witwe. Was wir bisher den Armen gaben, war von mir schwer erworben und von dir durch unablässige Mühe und Sorge erübrigt; was du nun gibst, ist der Abfall des Überflusses."

„Kein Überfluß! es ist ein ganz schönes Vermögen, aber kein Überfluß."

„Gut. Nenne es, wie du willst! Ich sehe nicht, wie ich mich darein fügen könnte."

„Ich verstehe dich nicht. Kann ich den Besitz meiner Eltern und Voreltern denn zurückweisen?!"

„Du hattest schon einmal darauf verzichtet."

„Ich bin nicht mehr im Kloster, freue mich über diesen Besitz, der mir überdies angeboren und selbstverständlich ist, und kann nicht anders, als ihn für einen Segen Gottes ansehen."

„Gott segnet nicht durch Ruhe und Wohlsein, sondern durch Aufgaben. Gott setzt keinen Menschen, und

wäre er achtzig, zur Ruhe, es sei denn durch Absterben; ich aber bin noch nicht vierzig. Gott kann nicht bestehen ohne meine Arbeit; er nimmt ab, wenn ich ruhe; er verkommt, wenn ich mir's wohl sein lasse! Wie soll ich es nun treiben? Wie denkst du es dir?"

„Nun —" sprach sie befremdet; „das wird sich schon finden."

„Zum ersten Male höre ich dich sagen: ‚es wird sich finden;' sonst warst du immer gleich mit Rat und Tat bei der Hand. Du siehst also so wenig wie ich Notwendigkeit und Ziel; denn was sollte ich tun? Nachdem uns Gottes Fügung bequem zu leben geschenkt hat, noch mehr dazu verdienen? — meinen bedürftigeren Genossen das Brot streitig machen? oder soll ich in den kräftigsten Jahren schon in sanftem Ruhestand leben? am Fenster sitzen und Pfeife rauchen, mit den Kindern das ABC studieren, ins Kaffeehaus gehen, in der Loge meinen Wein trinken, zweimal wöchentlich Quartett spielen — so etwa?"

Sie antwortete nichts.

„Ich bin", fuhr er fort, „aus meiner schwer erreichten Verwurzelung mit dem Leben herausgerissen und liege im Trockenen da wie ein Setzling, der nicht

weiß, ob er wieder Erde an seinen zerrissenen, welkenden Wurzeln zu spüren kriegen wird.“

Sie sah nicht auf.

„So sage mir doch wenigstens, wie du es dir dachtest! was du für möglich hieltest. Helft mir doch, wenn ihr einen Ausweg wißt, den ich nicht sehe. Es ist doch keine Zeit zu verlieren, es wird doch mit jeder Minute schlimmer!“

Sie schwiegen, Frau und Vater. Es war ihnen mit einem Male ganz klar, daß er so sprechen und sich so verhalten müsse, und daß es nicht möglich sei, ihm eine andere Auffassung zuzumuten. Und Charlotte erinnerte sich beschämt, daß es ihr damals eine Erleichterung gewesen war, keine Antwort von ihm zu bekommen und die Erbschaftsangelegenheit unbeeinflußt abmachen zu können, und daß ihr heimlicher Wille auf die Wirkung der vollendeten Tatsache vertraut hatte. Langsam hob sie endlich den Kopf, sah aus stillen Tränen ihren Mann flehend an und sagte und murmelte:

„Was du verlangst, das kann ich nicht!“ Und langsam den Kopf schüttelnd blickte sie wieder vor sich nieder.

„Ich verlange nichts,“ erwiderte er. „Was ich er=

sehne oder hoffe, wäre eine Handlung — wenn schon nicht des Willens — doch der Einsicht, der Erkenntnis oder der Ahnung."

„Verzeih, ich kann es nicht. Es ist gegen meine Natur."

„Können —? Einstweilen willst du es nicht! willst es nicht versuchen, nicht einmal denken! — Doch genug davon für diesmal!"

Er legte die Hand auf die ihrige, drückte sie zutraulich und stand auf:

„Sehen wir einmal nach den Kindern!"

Sie erhob sich mit den Worten:

„Ich komme gleich nach," wischte sich die Augen und glitt ins andere Zimmer.

Josef ging mit seinem Vater hinaus und sagte nach einigen Schritten:

„Wenn ich mit der Unglücksbotschaft gekommen wäre, ich hätte unterwegs ihr ganzes Vermögen verspielt, sie hätte nicht mit der Wimper gezuckt!"

„Ganz recht!" erwiderte der Vater. „Also geh heut abend mit mir! Ein Stündchen Pharo, und du bist den Schmerz los."

„Ja, Vater —, das kann nun ich nicht!"

„Bitter!" sprach der alte Herr kopfschüttelnd. „Das solltest du können!"

Es kam, solange Josef zu Hause war, zu keiner Aussprache mehr. Sie lebten wie sonst, nur etwas verhalten, immer ein wenig wartend und gespannt, waren einander noch aufmerksamer und besorgter als früher schon, Josef staunte darüber, wie Charlotte seine Wünsche und Gedanken ihm nicht nur aus den Augen ablas, sondern aus der Luft und Stunde witterte. Aber was sie auch aus tiefster Güte tat, das tat sie zugleich in einer aufgeschreckten Überwahrhaftigkeit, in einer Scheu, heuchlerisch zu erscheinen, erst recht auf ihre Art, sie schrieb gleichsam keinen Satz mehr ohne Unterschrift. Er merkte bald, daß seine Worte und seine Ansicht auf sie gewirkt hatten; aber ihre Folgerung war anders, als er wünschte, und zeigte sich darin, daß sie sparsamer haushielt, daß sie sich selbst nur das Nötige gönnte, daß sie sich z. B. ihre Freude an schönen Kleidern verbot und der Wohltätigkeit, was sie nur irgend konnte, zufließen ließ. Er deutete sofort richtig, wollte aber die Hoffnung noch nicht aufgeben. Wie auch früher sah er jetzt gelegentlich ihr Wirtschaftsbuch durch und berechnete ihre Ausgaben.

Zur gewohnten Zeit reiste er wieder fort, und die folgenden Monate der Abwesenheit schoben sich schwer

und widerstrebend dahin. Es kostete ihn unablässige Mühe und Schmerzen, die äußere Gefaßtheit in das Innere hineinzuziehen und aus dem Innern heraus zu berechtigen, den immer wieder ausbrechenden Zorn, die jähe Gier nach gewaltsamer Vernichtung des zerstörenden Widerstandes zu bekämpfen, zu unterdrücken, in sich zu untergraben. Nicht weniger war dazu nötig, als daß er die Frau, die er all die Jahre her nur in sich selbst empfunden und bewegt hatte, nun aus sich trennte, als ein Zweites und Verschiedenes sehen und dulden lernte und so den großen, endgültig geglaubten Gewinn wieder herausgab. Indem er sich zwang, sich von ihr zu entfernen, hart gegen sich selbst wie gegen sie, konnte er sich ihr auch schon wieder nähern. Was er ihr erst nicht verziehen hatte, denn sich selbst kann man nichts verzeihen, das verstand und verzieh er nun der Wesensanderen aus ihrer Art und ihrem Werden, aus ihrer Not, in seiner Abwesenheit, also auch immer, in sich zu ruhen, aus sich zu kreisen, und — wenn auch schmerzlich — erkannte er sie doch wieder, wog und schätzte sie nach ihrem Metall, und wie diese neue Frau ihm vertraut wurde, fand er eine neue Freude an ihr, eine freiere, wenn auch nicht wieder die innigste.

Im nächsten Jahre kam er etwas später nach Hause zurück.

Nachdem er den ersten Tag harmlos hatte vergehen lassen, legte er am zweiten eine Summe Geldes vor seine Frau hin und sprach:

„So viel hast du im vorigen Jahre für deinen Haushalt gebraucht: du siehst, ich bin imstande, auch deine gesteigerten Ansprüche zu erfüllen. Ich bitte dich, laß mich also weiterhin für die Familie sorgen, auf diesem jetzigen Fuße!"

„Niemals!" rief sie. „Es wäre ein Verbrechen, das zuzulassen. Darum also bist du abgemagert und siehst so schlecht aus: du hast dich überanstrengt!"

„Überanstrengt —?" er lächelte. „Womit? — mit ein paar Konzerten? — oder mit dem schnelleren Herzschlag eines Jahres? — Nun, überleg es dir! ich lasse das Geld hier liegen" — damit legte er es auf die Kommode — „und wenn es nach drei Tagen nicht mehr da ist oder noch da liegt, so gilt mir das für deine Entscheidung. Wir brauchen weiter kein Wort darüber."

Am vierten Tage lag das Geld noch an seiner Stelle.

Vom Tisch aus sah Josef eine verarmte alte Frau über die Straße gehen, trat ans Fenster und rief sie her. Sie kam, mißtrauisch vom Wege auf- und wie-

der auf den Weg und wieder aufschauend und blieb, auf den Stock gestützt, stehen.

„Frau Uhl, der Uhl läßt auch schön grüßen!“

„Um des Himmels willen,“ flehte sie, „nur nicht! mir wird ganz anders.“

„Keine Angst!“ fuhr Josef fort, „er kommt nicht. Er ist in Italien und verdient viel Geld mit Kriegsfuhren und Futterhandel.“

Sie schüttelte nur stumm den Kopf und die erhobene Hand.

„Gewiß, Frau Uhl! Und er hat mir Geld für sie mitgegeben. Hier, schau sie! einen ganzen Haufen!“ Er nahm das Geld und wies es ihr vor. „Das gehört ihr, ich kann es ihr nur nicht so geben, damit sie nicht wieder drumkommt. Sie muß mir erst sagen, was sie damit anfangen will. Sie soll sich ins Spital einkaufen, meint der Uhl, dann wäre sie geborgen. Nun, überlege sie sich's und sage sie mir's morgen Mittag! Einstweilen kann sie sich einen guten Tag machen!“ damit gab er ihr einen Gulden und ging an seinen Platz zurück.

Nach einer Stille sagte Charlotte:

„Ich glaube, ich handle doch nicht so unrichtig; — du bist unberechenbar.“

„Wie rechnest du, wenn du das nicht berechnen kannst? — Soll ich diesen Überfluß und Fehlschlag, diese Ohnmacht da —" er deutete nach dem Gelde — „auf Zinsen legen?"

Nach Tische ging er aus, tat sich um und fand vor der Stadt in einem verwahrlosten Garten ein Gartenhäuschen, das ihm zusagte. Er mietete es und stattete es mit dem Nötigen aus, um es am andern Tage zu beziehen; auch verpflichtete er einen Diener, Lebensmittel zu bringen, Ordnung zu halten, den Garten zu besorgen.

Charlotte war entsetzt von diesen Anstalten; sie schienen ihr nur einem völligen Zerfall der Ehe, ja, der menschlichen Beziehungen zu entsprechen, und sie konnte nicht an den Ernst glauben. Als Josef sich gegen Abend verabschiedete, von der endlichen Klärung beruhigt und tief ergriffen, da hielt sie sich kühl und erkannte mit keinem Wort und keiner Regung die Lage an. Aber nachher war sie immer in der Nähe der Haustür und hoffte, ihn zurückkommen zu sehen, und als es dunkel wurde, stand sie vor der Tür und wartete und endlich saß sie auf den Stufen vor der Tür und sah ins Dunkel hinaus und wartete tief in die Nacht hinein.

Und die Nacht hindurch verantwortete sie sich und verteidigte sie sich und kämpfte für sich und erweichte sich doch in ihrem Schmerze so durchaus, daß sie am Morgen bereit war, sich dem Zwange Josefs, seinem Befehle, seiner Bitte, ja, dem Wunsch und der Frage seiner Augen zu unterwerfen und fürderhin zu tun und zu lassen, was ihn gut dünkte.

Aber Josef kam des Morgens nicht. Kam auch nicht zu Tische. Er kam erst, wie er vorher bestimmt hatte, am Nachmittag und kam ohne Befehl oder Erwartung oder Wunsch, unbefangen, erfreut, bei den Seinigen zu sein. In einer wenn auch gedämpften Heiterkeit gab er sich dem gegenwärtigen Augenblicke hin und kümmerte sich nicht um dessen Dauer. Das übernächtige Aussehen seiner Frau bemerkte er, aber er rührte mit keinem Worte daran. Manchmal trafen einander ihre Blicke und wuchsen innig ineinander: dann nickte sein Kopf ihr leise zu, ohne daß sein in ihrem verankertes Auge sich mit bewegte, und schien ihr sagen zu wollen: es ist wie immer! es gilt!

Indem er aber ihrem Verlangen, den Schmerz gemeinsam zu fühlen, zu klagen, abzustellen, nicht entgegenkam, zuckte sie gekränkt in einen schützenden Stolz zurück, verschwieg ihre Bereitschaft, ihre im Herzen

schon geschehene Ergebung und gewann die gleichmütige Haltung und die Hinnahme des verhängten Tages — bei Josef die Frucht eines langsam durchgerungenen und abkühlenden Jahres — selbstbewußt dem glühenden Augenblicke ab, bis sie, wieder allein gelassen, wieder in sich sank, sich unter dem Bisse des Schmerzes wand, in der Schande der Uneinigkeit und in der Angst des Verlustes schauderte und vom folgenden Tag ihre Demütigung und ihr Opfer, ihre Befreiung erwartete.

Aber der folgende Tag war wie der vorige und schien ihr Opfer noch weniger zu verlangen, zu gewärtigen, zu schätzen. Josef kam zu Vater, Frau und Kindern, fast als kehrte er von einer Reise zurück und fände alles, wie er es verlassen hatte und wie es eben sein konnte, er sah über alle Dinge hinweg und gab sich nur, aber mit ganzem Herzen, den Menschen hin. Charlotte sah die Aufgabe, deren Ablehnung vorgestern die Personen entzweit hatte, heute schon wertlos, ja, wesenlos geworden und vergangen, ihre Person aber mit derselben Huldigung und Innigkeit begrüßt und bedacht wie je. Das war schwer zu verstehen, denn Geringschätzung konnte nicht dabei sein, und schwer zu danken und hinzunehmen. Da sie ja nicht

einer neuen Überzeugung, sondern nur den bittern Folgen würde nachgegeben haben, so fühlte sie sich in ihrem Stolze wahrer als in der Weichheit, sie tat nicht, was nicht mehr erwartet wurde, und empfand die Handlung ihres Mannes, da er ja den Beweggrund scheinbar so leicht und völlig verwinden und verwischen konnte, doppelt hart und hätte sie als ungerecht empfunden, wenn ihr Gewissen nicht so wach gewesen wäre. Sie ertrug den Schmerz der Entzweiung, indem sie jede Stunde das Beste zu tun suchte, indem sie jede Stunde zur Buße ihrer Unnachgiebigkeit machte; aber sie gab nicht nach.

So vergingen für diesmal die Tage, so noch öfter.

Josef kaufte im nächsten Jahre den Garten um ein Geringes, erneuerte und änderte die Anlage nach seiner Einsicht und nach seinem Bedürfnis und wohnte nun hier Sommer für Sommer. Den Seinigen so wenig wie den Fernerstehenden war aber eine Änderung spürbar, außer daß er sich eben wirtschaftlich getrennt hielt und, was er bei seiner Bedürfnislosigkeit von seinem Erwerb erübrigte, den Armen und mittellos Strebenden überließ. Jeden Nachmittag verbrachte er mit seiner Familie, von jedem der vier auf besondere Weise angezogen, jedes auf besondere Weise

umwerbend; denn nachdem ihm die Fürsorge für ihr äußeres Dasein entzogen war, mußte er Ersatz dafür haben in der Sorge für ihr Inneres und sich ihrem persönlichen Leben und Wachsen erst recht glückhaft und unentbehrlich zu machen suchen.

Besonders tätig freute er sich seines Buben und verwendete viel Sorgfalt und Lust auf die Lenkung und Ausbildung der großen musikalischen Gaben desselben. So konnte er schon daran denken, daß es bald Zeit sei, die Tätigkeit in der Ferne aufzugeben, eine in der Heimat zu suchen oder zu schaffen und für den Sohn da zu sein, wiewohl dieser einstweilen ja nicht weniger eifrig mit dem Großvater Mathematik und Sprachen trieb, als mit dem Vater Klavier und Geige.

Aber zur Ausführung seines Planes sollte Josef nicht kommen. Von seiner nächsten Reise kehrte er nicht mehr zurück. Schon auf dem Heimwege begriffen, hörte er nachts in dem Gasthaus, wo er abgestiegen war, mitunter eine bald jammernde, bald brüllende Stimme, schlief indes wieder darüber ein. Frühmorgens aber vor der Abfahrt erkundigte er sich und brachte heraus, daß ein Reisender von dem in der Stadt wütenden Typhus befallen und darum in die obere

Stube beseitigt worden sei und nun ohne Hilfe und Pflege daliege; der Arzt habe zu viel zu tun und sei noch nicht gekommen, im Hause aber scheue man die Ansteckung. Josef ging sofort hinauf und fand den Kranken halb in einer Regenwasserlache vorn am Fenster liegen, wohin ihn die Gier des Fiebers geschleppt haben mochte. Josef verschob die Weiterreise nach Hause, pflegte den Kranken und brachte ihn glücklich über die Krisis auf den Weg der Besserung. Aber nun verfiel der Pfleger selbst der Krankheit, fand, da der Andere noch zu elend war, selbst keine Pflege, lag hilflos da, wurde vom Fieber verbrannt und zerrüttet und starb. Der von ihm Gerettete konnte sich hinterher wenigstens des Nachlasses annehmen und der Familie Nachricht geben.

Als Charlotte den Tod erfuhr, fühlte sie plötzlich nur noch das eigene Unrecht — während sie sich bisher in die kampflose, fast wortlose Trennung nur gefügt, die Umstellung, die fast wieder harmlose Heiterkeit, Freude und Dankbarkeit des Mannes schwer ertragen und manchmal als Grausamkeit empfunden hatte. Sie stand plötzlich so hart als Störerin seines nun vollendeten Wesens vor sich da, daß sie den Blick nicht abwenden konnte, sich einschloß, tagelang nie-

manden zu sich ließ und vor sich selber stille hielt. Sie lag da und erlebte noch einmal die Jahre, seit sie Josef zuerst an jenem Abschiedsmorgen gesehen hatte: fast konnte sie sich jedes einzelnen, mit ihm verlebten Tages entsinnen, in dem so lange ungetrübt lichten Strome der Zeit. Und so sehr sie an der Klarheit jener Tage selbst beteiligt war, so geheimnisvoll erschien sie ihr nun in dieser Dämmerung, ein wunderbares Geschenk Josefs. Indem sie sein Wesen verfolgte und erkannte vom ersten Geigenstrich, mit dem er sie damals geweckt, bis jetzt zu diesem Tode für einen Unbekannten, erschrak sie über diese einfache, aus der Schwere des Stoffes emporgehobene Form seines Lebens und weinte und beklagte sich, daß sie auf der Mitte des Weges loslassen und liegenbleiben und weiterhin gekränkt und trotzig zusehen konnte. Nun war nichts Bestreitbares noch Fragwürdiges mehr; nun war nichts mehr an ihm, keine Härte, kein Lächeln, kein Schweigen, das sie nicht verstanden und gelobt hätte. Und dieses endliche Bekennen des Zwiespaltes half ihr und hob sie auf und befähigte sie, sich selbst wieder ruhiger zu nehmen und sich darein zu ergeben, daß sie dieses Schöne eben nicht gekonnt und nicht gewollt habe. Josefs Bild aber, wie es

jetzt, ein fertiges Werk seines Lebens und ihrer Liebe, nicht mehr aus ihrem Auge schwand, beglückte sie so, daß sie an keinem Tage ihres schweren Lebens mehr die Heiterkeit des Herzens und Blickes verlor.

Sie war noch Hausmutter genug, um trotz allem mit Befriedigung zu sehen, daß durch ihren Fehler, da Josef nun nicht mehr war, die Kinder doch versorgt seien.

Einige Jahre später aber zuckte Napoleons Krieg tief nach Österreich hinein und in jene Gegend. Einquartierung, Schatzung und Plünderung fraßen den Wohlstand des Hauses hinweg, ein Brand schließlich das Haus selbst, und es blieb der Familie zur nächsten Zuflucht nichts übrig als des verstorbenen Vaters Garten und Gartenhäuschen vor der Stadt.

Bald darauf zogen sie nach Wien, wo der Sohn bei Schupanzigh und Albrechtsberger seine künstlerische Ausbildung suchte und, ein Knabe noch, zugleich als Orchestergeiger für die Familie sorgen lernte.

Ende

Von diesem Werk wurden 110 Exemplare
bei Poeschel & Trepte in Leipzig einmalig auf
handgeschöpftem Bütten von J. W. Zanders
in Bergisch-Gladbach abgezogen. Die Exemplare
wurden vom Verfasser numeriert und signiert.
Druckleitung und Einbandentwurf
von E. R. Weiß.

*

